P.o.germ.
1960
-1-

P.O.germ. 1960-1

Digitized by Google

<36630768060016

<36630768060016

Bayer. Staatsbibliothek

Montroyal.

Eine Erzählung von der Mosel

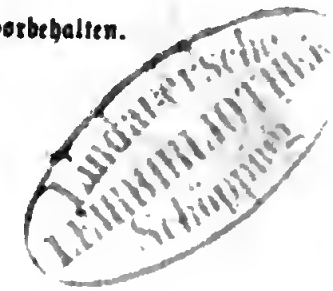
von

Ernst Pasqué.

Verfasser von: „Das Griesheimer Haus.“ — „Die Komödiantenhexe.“
„Der Goldengel von Cöln“ ꝛc.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin, 1873.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

P.o.germ. 1960-1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erſter Band:

Der neue Herr von Beuren.

		Seite
Zwei Tage an der Moſel (Einleitung)		3
1. Kapitel.	Ein Ritt durch die Eifel	31
2. „	In der Reichskrone zu Gerolſtein	53
3. „	Zwei Brüder	66
4. „	Eine Nacht in den Trümmern Montroyals	87
5. „	Zu ſchwer heimgeſucht	100
6. „	Der Maleficant	115
7. „	Der neue Herr von Beuren	133
8. „	Hie Sponheim! Hie Chur-Trier!	149
9. „	Schloß Beurenhof	165
10. „	Im Thurm	192
11. „	Das Glück des Herrn von Beuren	211

Der neue Herr von Beuren.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zwei Tage an der Moſel.

(Einleitung.)

Es war im Jahre 186*, als ich nach einem an Arbeit reichen Sommer eine Erholungs- und Fußreiſe durch die Thäler der Nahe, Saar und Moſel machte. In Trier konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, eine kurze Strecke mit dem Poſtwagen, der hier noch in vollſter Blüthe ſtehenden Reiſegelegenheit, zurückzulegen. Ich nahm ein Billet bis Bernkaſtel und ſtellte mich zur beſtimmten Abfahrtsſtunde ein; der Poſtillon blies — ſelten gehörter, doch trauliche Erinnerungen weckender Ton! — und hinein kroch ich in den engen viereckigen Kaſten. Ich hatte Nummer Eins, alſo den beſten Platz. Nach mir beſtieg ein kleiner rundbäuchiger geiſtlicher Herr mit Hülfe eines ältlichen, doch ſehr behenden Frauenzimmers, das ſich auf den erſten Blick als deſſen Haus-

hälterin erwies, das Gefährt. Nun folgten, wenn auch keine Paſſagiere mehr, doch ein Kanarienvogel in einem prächtigen Bauer und ein gewaltiges Etwas, das eine entfernte Aehnlichkeit mit einem rieſigen Schinken, oder ſonſtigen animaliſchen Hintertheil hatte und in feuchte, nach Eſſig duftende Tücher eingeſchlagen war. Laut ſchallend wurde der Wagenſchlag zugeworfen, der Schwager kletterte auf den Bock und noch hatten wir uns im Innern des Kaſtens nicht zurechtgefunden, oder beſſer geſagt, häuslich eingerichtet, als der Wagen ſich ſchon unter hellen Poſthornklängen in Bewegung ſetzte und davonfuhr.

Das alte Herrchen hatte ſich neben mich in die Ecke fallen laſſen und die Jungfer Haushälterin mußte ſich, nicht ohne einen Blick des Mißbehagens auf mich, ihm gegenüber ſetzen. Dafür befeſtigte ſie unbarmherzig den Vogelbauer und das unbekannte Etwas, das ſich mir denn doch endlich durch den Geruch als eine Hammelskeule verrieth, an der Decke und in der Mitte des Wagens ſo, daß das gewaltige Bratenſtück mir ordentlich vor der Naſe baumelte und beim erſten Stoß des Gefährts auch ohnfehlbar den Weg zu meinem Munde — nur nicht in

der richtigen und einzig willkommenen Weiſe, gefunden haben würde.

Ruhig, ſogar zuvorkommend lächelnd, hatte ich Alles geſchehen laſſen, denn ich begriff ſehr wohl die üble Laune meiner Mitreiſenden, die als ſorgſame Pflegerin ihres Herrn lieber neben ihm, als durch einen rieſigen Vogelbauer von ihm getrennt, geſeſſen hätte. Der alte kleine Pfarrer ſagte auch kein Wörtchen; es ſchien faſt, als ob er ein Gläschen Moſeler beim Abſchied von irgend einem Herrn Confrater zu viel getrunken, und die Hände über dem runden Bäuchlein gefaltet, jetzt in ſeiner Ecke, die genoſſenen herrlichen Gottesgaben in einem ruhigen Schläflein verdauen wollte. Als er aber die mir gegenüber nichts weniger als comfortablen Arrangements ſeiner Jungfer Haushälterin bemerkte, öffnete er endlich ſeinen Mund und bedeutete dieſe mit einzelnen abgeriſſenen Worten, den Sonntagsbraten nur neben ſich auf die Sitzbank zu legen, wobei er mich zugleich mit einem ſo gutmüthigeu Lächeln anblickte, das wohl als Entſchuldigung gelten konnte und von mir auch als ſolche aufgenommen wurde.

Ein ſchüchterner Proteſt von Seiten der Huashälterin

erfolgte. Da legte ich mich raſch in's Mittel und bot lächelud der Dame meinen Platz an. Wie ſtrahlte deren Geſicht! So mürriſch ſie bisher geweſen, ſo freundlich und zuvorkommend wurde ſie nun, als ſie endlich neben Sr. Hochwürden ſaß. Auch der alte Herr lächelte und ſandte mir unter leichtem Kopfnicken einen freundlich dankenden Blick zu, dann ſchloß er die kleinen Aeuglein und ſank in den erſehnten und gewiß ſüßen Schlummer.

Weiter humpelte der ſchwerfällige Poſtkarren, durch die Porta nigra zur Stadt hinaus, St. Paulin, dem Dörfchen Ruwer zu; immerfort ſchlief der alte Herr, und immerfort war ſeine ſorgſame Gefährtin beſchäftigt, die Fliegen von ſeinem ziemlich gerötheten Antlitz zu verſcheuchen. Endlich, nach einer langen Stunde, als das Gefährt bei Schweig die Moſel zu paſſiren hatte, wachte der Pfarrer auf. Sein Blick, ebenſo klar wie gutmüthig-freundlich, fiel ſofort auf mich und ein Geſpräch begann.

Nachdem er mir in heiterer Weiſe für die Abtretung meines Platzes an ſeine brave und tüchtige, ihn nur zu ſehr verwöhnende Jungfer Haushälterin gedankt, richtete er die Frage an mich, wohin die Reiſe ginge.

Ich erzählte ihm, welche Bewandniß es mit meinem Ausflug habe und daß ich zur Abwechselung mit der Post bis Bernkastel fahre, dann aber zu Fuß nach Trarbach und durch das Moselthal zu wandern gedenke.

„Dann haben Sie eine prächtige Reise vor sich," sagte er mit leuchtenden Aeuglein. „Ich kenne das Land! Doch gehen Sie ja nicht zu rasch den schönen und interessanten Punkten vorüber, an denen unsere Mosel so reich ist. Bei Trarbach lassen Sie sich übersetzen und besteigen vorerst den Montroyal."

„Das ist meine Absicht. Von seiner Höhe will ich in die beiden Moselthäler niederschauen, die Stätte sehen, wo jener gewaltthätige französische König, Ludwig XIV., mitten in deutschem Gebiet eine Festung anlegen konnte, von wo aus er die Lande ringsum in so unerhörter Weise brandschatzte."

„Der Punkt muß strategisch von Wichtigkeit sein. Gedachten doch auch die Preußen Anno 1793 den Montroyal zu befestigen und ist dies Project sogar noch einmal in diesem Jahre aufgetaucht! Doch auch Anderes — Seltsames hat der Berg erlebt," fuhr der Pfarrer mit

eigenthümlicher Betonung fort, „und wenn ſeine Steintrümmer reden könnten, ſo würden Sie dort oben ſonderbare Geſchichten vernehmen. — Doch Sie ſind wohl kein Freund von ſolchen Erzählungen?“

„Im Gegentheil,“ erwiderte ich lachend. „Ich liebe derlei ſeltſame Geſchichten ſo ſehr, daß ich förmlich Jagd darauf mache — um ſie Andern wieder zu erzählen. Haben die Ruinen des Montroyal wirklich Ungewöhnliches geſehen, ſo will ich es erfahren und ſollte ich es in einſam ſtiller Nacht von den Geiſtern des Ortes erlauſchen müſſen.“

„Ah!“ rief der alte Herr langgedehnt, indem er mich dabei mit ganz anderen Blicken als bisher anſchaute. „Wenn das der Fall iſt, ſo ſollen Sie es leichter haben. Kommen Sie zu mir und Sie ſollen eine Geſchichte von Montroyal erfahren, Begebenheiten, die ſich dort zugetragen, wie Sie ſich ſolche nicht eigenthümlicher und ergreifender denken und ausmalen können.“

„Der Herr könnte uns ja am Sonntag die Ehre erweiſen,“ warf die Haushälterin ein, indem ſie mit bezeichnender Geberde auf das duftende Bratenſtück deutete.

„Haſt Recht, Urſula," entgegnete lachend der Pfarrer, „und wenn der Herr mit einem beſcheidenen Mahl bei einem einfachen Dorfpfarrer vorlieb nehmen will, ſo ſoll er mir von ganzem Herzen willkommen ſein."

Obgleich das Anerbieten für mich, als Erzähler, etwas ſehr Verlockendes hatte, ſo war ich doch nicht im Stande, es ſofort mit gebührendem Dank anzunehmen. Anderes lag mir im Sinne und zu kurz war mir die freie Zeit bemeſſen, um mehrere Tage an einem Orte verweilen zu können. Ich theilte dies Alles dem freundlichen Pfarrer mit, verſprach ihm jedoch, wenn es nur irgend anginge, ihn aufzuſuchen, und auch mit dieſem halben Verſprechen ſchien er zufrieden zu ſein. War es mir doch faſt, als ob ſein Blick ſagen wollte: „Ich werde Dich doch noch bei mir ſehen! Haſt Du erſt einmal ein Stündchen auf dem Berge zugebracht, hat der Zauber des Orts auf Dich gewirkt, ſo wirſt Du zu mir kommen, um von dem Alten zu erbitten, was er Dir jetzt freiwillig angeboten."

Freundlich wie zuvor nannte mir der alte Herr den Namen ſeines Pfarrdorfs, und weiter plauderten wir von

dem herrlichen Moſellande, das wir in unſerem engen Poſtwagen langſam durchfuhren.

In Bernkaſtel trennten wir uns. Der Pfarrer zog mit ſeiner Jungfer Haushälterin, dem Kanarienvogel und der rieſigen Hammelkeule, ſeiner Heimath zu, nicht ohne vorher nochmals ſeine Einladung mit dem Bemerken wiederholt zu haben, daß Jungfer Urſula mein Couvert ſchon herrichten würde. Ich reckte die durch das Fahren ſteif gewordenen Glieder, ſchob die Ledertaſche auf der Schulter zurecht nnd ſetzte meine Fußtour fort.

Nachdem ich mich in dem alten Städtchen ſattſam umgeſehen, zog ich über den Berg nach Trarbach und ſpät am Abend war es, als ich dort anlangte. Ein beſcheidenes Gaſthaus nahm mich auf und nach einer recht frugalen Abendmahlzeit ſchlief ich ſo feſt und gut, wie mein freundlicher Pfarrer am Morgen nach ſeinem Frühſtück.

Am andern Morgen in der Frühe machte ich mich auf den Weg nach dem Montroyal. Auf der breiten Fähre ſetzte ich über die Moſel, welche nicht weit von der Ueberfahrtsſtelle aus den Bergen hervortritt, dann in

gefälliger Windung an Trarbach vorbeifließt, um auf's Neue zwiſchen grünen Höhen zu verſchwinden, in ihrem Lauf ſcheinbar wieder dorthin zurückzukehren, woher ſie gekommen. Traben war bald erreicht und heiter wanderte ich nun die Höhe hinan, in den ſchönen ſonnigen Morgen hinein. Hinter den letzten Häuſern des Orts führte die immer ſanft anſteigende Straße noch eine geraume Strecke an Gärten, einzelnen Baumgruppen, dann an Aeckern vorbei, bis ſie endlich auf der Höhe in einer kahlen, mit ſpärlichem Gras bedeckten Ebene förmlich verlief.

Ich hatte das Plateau erreicht, auf dem die Zwingburg Ludwig XIV. geſtanden. Deutlich erkannte ich die Stelle des kleinen Thors nach Traben zu, die Baſtionen, welche es beherrſchten und vertheidigten, und nun durchſchritt ich das Terrain, auf dem die eigentliche Stadt geſtanden. Je weiter ich vordrang, je mehr verengten ſich zu beiden Seiten die Berg- und Felſenabhänge, während die Reſte und Spuren der äußeren Befeſtigungen ſich in weitem Bogen näherten und endlich vereinigten. Hier hatte ich den ſchmalſten Theil dieſer eigenthümlichen Halbinſel erreicht und ein wahrhaft überraſchender, entzückender

Anblick bot ſich mir dar. In die beiden Moſelthäler ſchaute ich hinab, die in herrlichſter Farbenpracht, von der Morgenſonne beſtrahlt, vor mir lagen. Rechts, auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes, der wie ein Silberband ſich durch die grünen Höhen wand, tauchte das Dörfchen Wolff mit ſeiner hübſchen Kloſterruine auf, darüber hinaus ſah ich Cröv, die Hauptſtadt des ſeltſamen „Cröver Reiches“. Links, und faſt meinem Standpunkt gegenüber, lag das freundliche Enkirch und weiter nach Trarbach zu erblickte ich die Ruinen der Starken- und Gräfinnenburgen, mit den reichbewaldeten Bergkuppen des Hunsrück im Hintergrunde. In entgegengeſetzter Richtung aber, nach der Eifel zu, zog ſich das Hochland unabſehbar hin, wellenförmig, von grünen Waldſtrecken unterbrochen, von ſcharfgezeichneten Bergkuppen eingerahmt, und hie und da, mit Dörfern, Ruinen ehemaliger Klöſter und Burgen geſchmückt. Ich konnte mich nicht trennen von dem herrlichen Fleckchen Erde und nicht ſatt ſchauen an den bunten mannichfaltigen Bildern, die in ſonnigſter Beleuchtung ſich meinem Auge darboten.

Lange ſaß ich auf den mit ſpärlichem Gras und Moos

bedeckten Trümmern der Baſtionen der franzöſiſchen Feſtung und blickte ſinnend hinaus in das blühende Land ringsum, auf den fahlgrünen Bergrücken. Einen ſtolzen Namen trug er: „Montroyal“, und freilich war es ein königlicher Berg, ſtolz und prächtig, durch das, was er dem Auge bot, doch nicht in dem Sinne, wie jener vierzehnte Ludwig ihn getauft. Oede und todt lag er vor mir, hie und da mit einzelnen Steintrümmern bedeckt, von ſolchen umzogen. Doch je länger ich auf die kahle Fläche ſchaute, je mehr ſchien ſie von ihrer Oede zu verlieren und vor meinem inneren Auge erſtand endlich die alte Feſtung mit ihren Schanzen und Baſteien, ihren regelmäßigen Häuſerquadraten, der Kirche, den drei Thoreingängen, Caſernen und Caſematten, welche als Magazine für das geſtohlene Hab und Gut der armen Bewohner des Moſellandes und des Hunsrück dienten.

Ich ſah die franzöſiſche Soldaten, wie ſie Anno 1687, achttauſend Mann ſtark mit dem königlichen Intendanten de la Goupillière und dem General-Lieutenant Grafen von Buſſy an der Spitze, heimlich zu Schiffe und zu Lande die Moſel herabgekommen, um ſich auf dem Tra-

bener Berge feſtzuſetzen; ich ſah, wie die Bauern aus der Gegend ringsum gewaltſam vom Pfluge, aus ihren Häuſern weggeriſſen und zu den Feſtungsarbeiten gepreßt wurden. Es ſollen ihrer über Fünftauſend Tag und Nacht an dieſer franzöſiſchen Raub- und Zwingburg, mitten in deutſchen Landen, gearbeitet und gebaut haben! Und während die Armen die harten Felſen behauen, Baſtionen, Häuſer und Caſernen errichten mußten, zogen die franzöſiſchen Soldaten, unter dem Vorwande Deſerteure zu ſuchen, oder ſolchen die Wege zu verlegen, plündernd im ganzen Moſellande, auf dem Hunsrück umher, und alles Geraubte wurde nach der neuen ſtarken Feſtung geſchleppt, welche nach dem Befehl ihres Herrn, des allerchriſtlichſten Königs, den ſtolzen Namen „Montroyal“ führen ſollte.

Bald war das Werk vollendet und immer mehr wurden die Lande in der Runde von der franzöſiſchen Beſatzung ausgeſogen, immer mehr füllten ſich die gewaltigen Gewölbe mit dem Hab und Gut, dem Schweiß und Blut der armen Bewohner. Unzählige freche Gewaltthaten, himmelſchreiende Grauſamkeiten wurden verübt

und keine Macht fand ſich, welche den franzöſiſchen König und ſeine räuberiſchen Horden hätte zur Rechenſchaft ziehen können. Das deutſche Reich war beſiegt, ohnmächtig — es galt Ludwig XIV. gerade ſo viel, wie — das „Cröver Reich", welches die Kugeln des Montroyal zu jeder Stunde vernichten konnten.

Es kam dennoch eine andere, beſſere Zeit. Halb Europa erhob ſich gegen den mordbrenneriſchen König, den Pfalzverwüſter, und beſiegt mußte er endlich, 1697, zu Ryßwik Frieden ſchließen. Viele — nur zu viele Eroberungen wurden ihm gelaſſen — auch Straßburg und Elſaß — doch Montroyal mußte er hergeben und ſchleifen. Zehn Jahre hatte die Zwingburg zum Schrecken und Schaden der deutſchen Lande geſtanden, nun wurde ſie abgetragen, von der Erde vertilgt. Das war ein Jubel in den Thälern, auf den Höhen der Moſel, des Hunsrück, und wenn ihrer Fünftauſend an der Feſtung gebaut, ſo waren es jetzt wohl Zehntauſend, die ſie niederriſſen. Doch was die Keller und Caſematten an geraubtem Gut enthielten, das wurde den Räubern gelaſſen, und als letzte Gewaltthat zwang Ludwig XIV. das Land, ihm den

Raub abzukaufen. Da fanden ſich, wie ein alter Chroniſt erzählt, unter Anderem an 20,000 Säcke Mehl — der Beſtand der ungemahlenen Früchte war nicht zu ermitteln, ſo groß ſoll er geweſen ſein! 7000 Ctr. Speck, 22,000 Stück Wein und 10,000 Paar gemachte Schuhe. Dies Alles mußten die Händler für Rechnung des franzöſiſchen Königs verkaufen.

Montroyal war nicht mehr. Baſtionen und Caſernen, Kirchen und Bürgerhäuſer — Alles war zerſtört, niedergeriſſen, verbrannt, der Erde gleich gemacht, und hundert Jahre lang lag der weite Bergrücken mit ſeinen Trümmerhaufen öde und verlaſſen da. Die Bewohner der Gegend flohen ihn, weil ihre Phantaſie die verfluchte Stätte mit unheimlichen Geſtalten bevölkerte.

Was mögen die Ruinen Montroyals nicht während dieſer Zeit Seltſames, Unheimliches und Abenteuerliches erlebt haben?! —

So weit war ich mit meinen Gedanken gekommen, da fiel mir mein Reiſegefährte von geſtern, der alte freundliche Pfarrer, ein. Ich erinnerte mich ſeines gutmüthigen Geſichts, wie er mir lächelnd zunickte und zu

ſagen ſchien, daß er mir Antwort auf meine Frage geben könne. Schon ſchaute ich, mich erhebend, nach der Richtung, wo ſein Pfarrdorf liegen mußte, doch der Augenblick, die Oertlichkeit nahm mich bald wieder in Anſpruch und ich ſetzte meinen Spaziergang, die genauere Beſichtigung der Feſtungstrümmer fort.

Gegen Mittag kehrte ich nach Trarbach zurück. In meinem Gaſthauſe fand ich mehrere Bürger des Ortes und recht neugierig erkundigte man ſich, was ich denn eigentlich ſo lange auf dem öden Montroyal getrieben. Die Neugierde der guten Leute ging in Staunen und Verwunderung über, als ich ihnen erklärte, daß ich am Nachmittag abermals hingehen und wahrſcheinlich auch den Abend bis zur Nacht dort bleiben würde. Das war ihnen unbegreiflich, und während der Eine halb lachend, halb ernſthaft etwas von verborgenen Schätzen flüſterte, die noch aus der Franzoſenzeit dort vergraben liegen ſollten, meinte ein Anderer, ich ſei wohl gar von der Regierung abgeſandt, um das Terrain zu ſtudiren, auf dem man eine neue Feſtung zu bauen beabſichtigte.

Lachend wies ich beide Erklärungen von der Hand,

und war boshaft genug, auch nicht das kleinſte Wörtchen fallen zu laſſen, welches die guten Leute auf die richtige Spur meiner Vorliebe für die öde, doch auch wieder ſo überaus ſchöne Bergeshöhe hätte bringen können.

Am Nachmittag war ich wieder oben. Die ganze Oertlichkeit war mir ſchon bekannter, vertrauter geworden und nach allen Richtungen durchſtreifte ich ſie. Auf Mauertrümmer, Reſte der ehemals ſo ſtarken Baſtionen, kletterte ich, um von ſolchem erhöhten Standpunkt einen neuen Blick in die herrliche Moſellandſchaft zu gewinnen; durch Felſen und Mauerſpalten bahnte ich mir den Einblick in einzelne, halb eingeſtürzte und verſchüttete Gewölbe; zu der allerliebſt gelegenen Quelle, nach Enkirch zu, ſtieg ich hinab — und überall, wohin ich ging und ſtand, fand ich mich allein, kaum einem Menſchen begegnete ich. Die Stätte mußte wohl heute noch ebenſo verrufen ſein, wie im vorigen Jahrhundert. Dafür aber verfolgten mich allerlei ſeltſame Bilder, aus der Zeit, da Montroyal noch eine ſtolze Veſte war und da ſie gebrochen in Trümmer lag, öde und todt, Furcht und Bangen verbreitend. Beſtimmte Formen nahmen die Gebilde meiner erregten

Phantaſie an, als es Abend geworden und ich noch immer ſinnend in den Ruinen weilte. Wie am Vormittage begannen ſie ſich mir zu beleben. Doch nicht war es die Stadt und Veſte, welche ich erſtehen ſah, ſondern unheimlich regte es ſich in den Trümmerhaufen. Nebelhafte Geſtalten huſchten mir vorüber — und ſeltſame Reden glaubte ich zu vernehmen. Es war geſchehen, der Zauber des Orts hielt mich gefangen und gern ertrug ich ſeine beſtrickende Macht. Tiefe Nacht war es, als ich mich aufraffte und den Heimweg antrat.

Was mich verfolgte, mußte ich los werden. Den alten Pfarrer wollte ich aufſuchen, von ihm hören, was er im Stande war, mir über die düſter-ſchöne Stätte zu ſagen. Unwiderſtehlich drängte es mich dazu.

Am frühen Morgen des anderen Tages — es war ein Sonntag — verließ ich Trarbach und zog der Heimath des würdigen geiſtlichen Herrn zu.

Mittag war es, als ich am Ziel meiner Wanderung anlangte und in das reinliche Pfarrſtübchen trat. Hell ſchien die Sonne durch die mit blendend weißen Vorhängen verſehenen Fenſter und im ledernen Sorgenſtuhl ſaß der

alte freundliche Herr, der keinerlei Ueberraſchung zeigte, als er mich erblickte. Nach den erſten Begrüßungen deutete er ſogar auf den gedeckten Tiſch, indem er das dort befindliche dritte Couvert als für mich beſtimmt bezeichnete. So feſt war er von meinem Kommen überzeugt geweſen. Jungfer Urſula äußerte ihre Freude in redſeligſter Weiſe. Eine Menge Fragen ſtellte ſie, mir kaum Zeit laſſend, eine zu beantworten. Auch präſentirte ſie mir ihr Kanarienvögelchen in dem prächtigen neuen Käfig, den ſie mit von Trier gebracht hatte, und mit ſchmetternden Klängen begrüßte mich der kleine Reiſegefährte, der ſich in dem hellen Pfarrſtübchen weit behaglicher befand, als in der dumpfen Poſtkutſche, wo er den Schnabel auch nicht ein einziges Mal aufgethan. Doch noch ein anderes Wiederſehen vermittelte die ehrſame Jungfer Haushälterin, denn auf dem Tiſche pflanzte ſie bald das in feuchte Tücher geſchlagene „Etwas“ auf, welches ſich mittlerweile in eine wahrhaft prächtige gebratene Hammelskeule verwandelt hatte. Daß einige Flaſchen recht köſtlichen Moſelweines nicht fehlten, brauche ich wohl ebenſowenig zu ſagen, als daß wir Beide, das alte Herrchen und ich —

Jungfer Urſula nipppte nur — ſie vollſtändig, bis auf die letzten Tropfen leerten.

Nach Tiſch machte der Pfarrer ſein Schläfchen, dann aber nahm er Stock und Hut und forderte mich auf, ihm zu folgen.

„Weshalb ſie zu mir gekommen, weiß ich," hub er draußen weiterſchreitend an. „Ihre Neugierde ſoll befriedigt werden, und viel des Seltſamen, Ergreifenden ſollen Sie erfahren. Doch zuvor muß ich Sie an einen Ort führen, den Sie kennen lernen müſſen, um meine Mittheilungen verſtehen und würdigen zu können. Auch wird der kleine Spaziergang uns wohlthun."

Wir hatten das Dorf verlaſſen und ſchritten einem Complex rieſiger Bäume zu. Eine Mauer von mehr als gewöhnlicher Höhe umgab das Ganze, welches ſich ſomit als ein Park oder Jagdgehege erwies. Der Pfarrer öffnete eine Thüre in der Mauer; eine Glocke ließ ſich mit ſtarkem Schalle langanhaltend vernehmen, und wir betraten das grüne Revier.

Es war in der That ein Park, von ſchnurgeraden Wegen durchzogen, überwölbt von den Kronen alter und

gewaltiger Bäume, die ſich in langen Reihen nach verſchiedenen Richtungen hinzogen, während zwiſchen ihnen das Unterholz ein dichtes, faſt undurchdringliches Gebüſch bildete. Der plötzliche Uebergang von hellem Sonnenſchein zu dem gedämpften Licht, der tiefen, faſt feierlichen Stille, die ringsum herrſchte, wirkte eigenthümlich, faſt beengend auf mich und fragend ſchaute ich zu meinem Begleiter auf.

„In früheren Zeiten hat es hier anders — ſchöner ausgeſehen," ſagte der Pfarrer. „Da waren Bäume und Büſche durch die Scheere zu grünen Wänden mit Thoren und Niſchen geformt und in letzteren ſtanden marmorne Figuren, wie vor dem Schlößchen, das wir bald ſehen werden, kunſtvolle Waſſerwerke luſtig plätſcherten und ſprangen. Dann kam für den Ort eine Zeit des Verfalls; die Statuen wurden zertrümmert, bis junges Grün mitleidig die Zerſtörung deckte. Nun verwilderte Alles und faſt undurchdringlich wurde das ganze weite Revier. So blieb es bis vor Kurzem, wo die ſo lange vernachläſſigte Beſitzung in andere Hände überging. Der jetzige Eigenthümer läßt den Park lichten, die Wege wieder herſtellen und Alles verſchönern. Das ganze Anweſen wird bald

ein freundliches, modernes Anſehen bekommen, wenn es auch wieder in anderer Hinſicht verlieren und — nüchterner werden wird. Sie kommen juſt noch zur rechten Zeit, um das Schlößchen und ſein Inneres zu ſchauen, wie es vor wohl hundert Jahren geweſen und wie ſeine Bewohner, deren ſeltſame Schickſale ſie erfahren ſollen, es geſehen."

Wir waren jetzt bei einem Hauptwege angelangt, und hier ſah man, wie an der Neuherrichtung des Gartens gearbeitet wurde. Gefällte Bäume lagen umher; ein großes Baſſin war von Strauchwerk und den Reſten eines marmornen Neptuns gereinigt, während eine neue prächtige Fontaine von Zinkguß bereit ſtand, um die Stelle des geſtürzten Meergottes einzunehmen. Auch erblickten wir nun das Schlößchen, ein nicht allzugroßes, doch recht maleriſches Gebäude im beſſern Rococcoſtyl. Zwiſchen den beiden vorſpringenden Flügeln war eine breite Doppeltreppe mit ſchwerer Baluſtrade angebracht, die in gefälligen Abſtufungen zu dem Haupteingang der Gartenſeite führte. Fronte und Giebel, ſowie die Thür- und Fenſterkrönungen waren mit kunſtvollen, doch theils zerbröckelten Steinmetzarbeiten verziert, die man bereits zu repariren angefangen.

Die Fenſter ſtanden theils weit offen, theils waren ſie ganz ausgehoben, wohl um durch neue erſetzt zu werden. Nur die des einen Seitenflügels erſchienen mit ſchweren Läden geſchloſſen.

Der alte Pfarrer ſeufzte, und auf das Haus deutend ſagte er: „Die Vergangenheit wird ausgetrieben mit Stock und Beſen und die neue moderne Zeit zieht ein. Gott gebe, daß es die beſſere ſei!“ Ein älterer Mann in ſtädtiſcher Tracht trat grüßend, mit dem Käppchen in der Hand, aus einem Seitenwege uns entgegen. Es war der neue Verwalter des Anweſens und nachdem mein Begleiter einige Worte mit ihm geſprochen, führte er uns die Steintreppe hinan in's Innere des Schlößchens.

Wir betraten das Hauptgemach, das noch vollſtändig ſeine verblichene Roccocopracht zeigte. Der Pfarrer machte mich auf zwei Portraits aufmerkſam, die in breiten Goldrahmen an den beſtaubten Wänden hingen. Es war ein junges Mädchen mit bleichen, doch überaus lieblichen Zügen, großen, ſprechenden Augen und ein Cavalier, der keck und lebensfriſch mich anſchaute. Beide trugen gepudertes Haar und die barock-reiche Tracht des vorigen Jahrhunderts.

Auf das Geſuch meines Begleiters führte uns nun der Verwalter in ein Nebengemach, das ſich in einem der Seitenflügel befand, daſſelbe Zimmer, deſſen Fenſter noch geſchloſſen waren. Mit vieler Mühe verſuchte unſer Führer einen der Läden zu öffnen, was ihm kaum gelingen wollte. Während dem raunte der Pfarrer mir zu:

„Lange Jahre — wohl ein Jahrhundert war dieſes Zimmer verſchloſſen, und früher, noch unter der alten Herrſchaft, hätte es Niemand gewagt, in dieſen Raum einzudringen. Als ich vor etwa vierzig Jahren meine Pfarre hier angetreten, mit der Vergangenheit des Schlößchens, dem Schickſal ſeiner Bewohner in etwas bekannt geworden und wußte, welch abſonderliche Bewandniß es mit dieſem Zimmer hatte, da trieb mich jugendliche Neugierde, den Raum näher anzuſehen. Ich erbat mir den Schlüſſel, und da ich keinen der Schloßinſaſſen bewegen konnte, mich zu begleiten, ſo betrat ich allein das Gemach, öffnete eines der Fenſter und ſchaute mich um. Ich fand mehr darinnen als ich geahnt, wie Sie dies bald erfahren werden. Zwar gab ich mir die größte Mühe, den Leuten zu beweiſen, daß das Zimmer nichts Ungewöhnliches berge,

es nützte nichts! Fenſter und Thüre wurden wieder geſchloſſen und der Raum blieb unheimlich und geflohen wie ſeither. — Heute geht ein Jeder hinein, gleichgültig und ohne Furcht, und in wenigen Wochen wird es wohl das Toilettzimmer der neuen gnädigen Frau ſein!“

Endlich war es dem Verwalter gelungen, den ſchweren Bohlenladen aufzuſtoßen und voll drang nun das helle ſonnige Tageslicht in den Raum.

Es war ein ziemlich großes Gelaß, doch mit Möbeln gewöhnlicher Art ausſtaffirt, die ebenſo verbraucht wie beſtaubt ausſahen. Die Farben der blumigen und vielfach geborſtenen Ueberzüge des großen Sophas, der Seſſel und die Stühle waren kaum noch zu erkennen, ſo dick lagerte der Staub darauf. Die Schreibkommode von alter Form zeugte von ſtarkem Gebrauch; wie die grobe gewirkte Decke, die auf dem Tiſch mit den ſeltſam geſchnörkelten Füßen lag. Es mußte das Wohnzimmer eines der früheren Beſitzer des Schlößchens geweſen ſein. Vergebens ſah ich mich nach irgend etwas Ungewöhnlichem um, welches das lange und ſorgfältige Abſchließen des Zimmers hätte rechtfertigen können. Ich fand nichts.

Da deutete der Pfarrer auf eine Stelle der Wand.

Ich blickte hin und ſah einen viereckigen hölzernen Rahmen, von innen mit grober Leinwand beſpannt. Es war wohl ein Gemälde, das man verkehrt an die Wand gehängt hatte, um es den Blicken des Beſchauers zu entziehen.

Dieſe Bemerkung machte ich meinem Begleiter.

Der Pfarrer nickte bejahend, dann bat er den Verwalter, das alte Ding doch einmal von der Wand herab zu nehmen und dem Lichte näher zu bringen. Der Mann gehorchte und bald ſtand das Bild auf einem der Stühle, ſo, daß ein Strahl des Lichtes die ſtaubige Leinwand ſtreifte.

Es war das Bruſtbild eines älteren Mannes, in ſchlotterigem Habit, welches ich nun erblickte, ein Geſicht von ſo finſterem, abſtoßendem Ausdruck, daß ich förmlich einen Schritt zurückwich und mir plötzlich die Gewißheit werden wollte, daß hier ein Geheimniß ſchlummere.

Als ob der alte Pfarrer meine Gedanken errathen' flüſterte er mir zu: „Ja, ja! ein Geheimniß barg dieſer Raum, ich habe es gelöſt und gehoben. Auf dem Mont-

royal wurzelte es und dort fand es auch ſein Ende. Was übrig geblieben, iſt — Staub und Moder.“

Immerfort ſchaute mich das finſtere Conterfei an, das Geſicht mit den knochigen Zügen und den tiefliegenden Augen; es war faſt, als ob es mir drohen, mir verbieten wolle, den Schleier zu lüften, der auf dem Leben ſeines Urbildes gebreitet lag. Von dem alten Herrn freundlich gemahnt, riß ich mich endlich los, und nach einem letzten Blick auf das ſtaubige Gemach und das unheimliche Bild, kehrten wir in den Saal zurück.

„Ihr könnt das Bild wieder an ſeine Stelle bringen,“ ſagte der Pfarrer zu dem Verwalter. Doch dieſer antwortete mit gleichgültigem Ton: „Es wird nicht von Nöthen ſein. Die Herrſchaft hat mir aufgetragen, alles was ſich in der Stube befindet, aus dem Wege zu ſchaffen. Mit dem häßlichen, widerwärtigen Kopfe will ich morgen beginnen. In ein paar Tagen muß der ſtaubige Raum ein elegantes Boudoir werden. Die neuen Möbel ſind ſchon angekommen.“

Der alte Pfarrer ſeufzte tief. „Vorbei — vorbei!“ murmelte er, während ich mich nicht enthalten konnte,

ihm lächelnd das geflügelte Wort unſeres Schiller zuzurufen:

„Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend ſaß ich in dem Studierſtübchen des Pfarrers. Vor mir lagen eines der alten Kirchenbücher und mehrere vergilbte Briefe und Papiere, die mein freundlicher Wirth mir gebracht.

„Nun leſen Sie,“ ſagte er zu mir, „was einer meiner Vorgänger auf die letzten Seiten ſeines Amtbuches niedergeſchrieben, und dann durchgehen Sie die Papiere hier, welche ich damals, als ich in das abgeſchloſſene Zimmer gedrungen, der Schreibkommode entnahm. Das alte Möbel hatte meine ganz beſondere Aufmerkſamkeit erregt, da in dem Kloſter, wo ich Profeß gethan, ein ganz ähnliches zu meiner Benutzung ſtand. Ich kannte ſeine ſinnreiche Einrichtung und die Art und Weiſe, die Gefache zu öffnen. Erregt wie ich war, wagte ich den Verſuch und bald hatte das alte Möbel keine Geheimniſſe mehr für mich. Eine altfranzöſiſche Uniform von rothem, halbvermodertem Tuche mit blauen Aufſchlägen fand ich darin und in einem ver-

borgenen Gefach jene Papiere dort, die ich durchflog — und dann behielt. Habe ich eine Sünde begangen, ſo mag der Himmel ſie mir verzeihen! Doch glaube ich es nicht. Fällt doch vielleicht ſchon morgen das alte Möbel, mitſammt ſeinem übrigen Inhalt völliger Vernichtung anheim!“

Ich hatte bereits angefangen zu leſen und hörte nicht auf, bis die letzten Zeilen der Papiere entziffert waren. Seltſames, tief Ergreifendes kündeten ſie mir, vom Montroyal, dem räthſelhaften Schlößchen und ſeinen Bewohnern, dem bleichen, ſchönen Mädchen mit den großen Augen und dem jungen Cavalier, ſowie von dem finſtern Manne in den ſchlotterigen Kleidern.

Was ich erfahren, habe ich verſucht, meinen Leſern zu erzählen. In ein vergangenes Jahrhundert führe ich ſie, wo der Wellenſchlag einer wildbewegten Zeit bis in die ſtillen Thäler der Moſel gedrungen, unter Menſchen, deren Sitten uns fremd geworden, wenn auch nicht ihre Leidenſchaften: ihr Hoffen und Fürchten, ihr Haſſen und Lieben.

Erſtes Capitel.

Ein Ritt durch die Eifel.

Eine weite, öde Berglandſchaft. Am Horizont ſcharf abgegrenzte Kuppen, dann kahle Strecken ſich wellenförmig nach allen Seiten ausbreitend, von einzelnen mächtigen Dolomitfelſen unterbrochen, ſpärliche fahlgrüne Waldungen und noch ſpärlichere Spuren von Aeckern, Dörfern und menſchlichen Wohnungen. Das Leben ſteht im Verhältniß zu dieſer, auf den erſten Anblick troſtloſen Gegend. Keine Menſchenſeele iſt ſichtbar, weder auf den ärmlichen Feldern noch auf der, bald über ſchlackenartiges Gerölle, bald über unfruchtbaren ſandigen Drieſch ſich hinziehenden Straße, deren Linien kaum zu erkennen ſind. Nur ein einſamer Raubvogel kreiſt hoch in der Luft, wohl ver-

gebens nach Beute ſpähend, denn auch er entſchwindet dem Auge, und wie ausgeſtorben erſcheint das Land.

Das iſt die Eifel, vor hundert Jahren, das Land der ausgebrannten Vulkane, von dem heute noch der Dichter ſingt:

„Tief ernſt und ſtumm und kalt iſt hier die Welt.“

Endlich tauchen am Horizont zwei leichte Punkte auf; ſie bewegen ſich, kommen langſam näher, verſchwinden hinter den Terrainerhöhungen, um dann wieder in deutlicheren Umriſſen ſichtbar zu werden. Zwei Reiter ſind es, die langſam die Straße daher kommen. Von der fahlen Farbe des Bodens heben ſich bald ihre Geſtalten ab. Sie tragen ſcharlachrothe Röcke mit hellen Treſſen beſetzt. Es ſind Soldaten. Einer zackigen, von einem halb verfallenen mittelalterlichen Schloſſe gekrönten Dolomitwand, an deren Fuß ein Flüßchen in jähen Krümmungen ſich windet, während ein ärmliches Dörfchen, gleichſam ſchutzſuchend, ſich an die düſtern Felſen ſchmiegt, reiten die Männer zu, die endlich vollſtändig zu erkennen, deren Reden zu hören ſind.

Die gelben Treſſen auf den rothen, hellblau aus-

geſchlagenen Röcken, die hohen ſchwarzen Reiterſtiefeln mit ihren weiten trichterförmigen Oeffnungen, die breiten Bandoliere mit dem ſchweren Seitengewehr, vor allen Dingen aber die Cocarde mit den Lilien auf dem dreimal aufgeſtülpten Breithut, kennzeichnen ſie als franzöſiſche Dragoner.

Als Freunde, nicht als Feinde durchreiten ſie wohl die Eifel, denn das deutſche Reich hat wieder einmal Ruhe. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg iſt ſo gut wie vorüber, obgleich die Herren Geſandten zu Aachen noch immer an dem Friedensſchluß arbeiten, ihn ſo umſtändlich als möglich verklauſuliren — wohl um ihn bei erſter Gelegenheit in anſtändiger Weiſe brechen zu können. Genug, der eigentliche Krieg iſt vorbei. Mit der Eroberung Maſtrichts, im Mai des Jahres 1748, durch den deutſch-franzöſiſchen Marſchall von Sachſen, hatte er ſein Ende gefunden und die Soldaten ziehen bereits wieder ihren Garniſonen, oder auch für immer ihrer Heimath zu.

Zu Letzteren gehören die beiden Dragoner, die ſich auf ihren ſchweren Gäulen langſam dem Dorfe Gerolſtein, an der Kyll gelegen, nähern. Es ſind zwei kräftige Män-

ner, die ſich in ihren etwas ſtrapazirten Uniformen kaum von einander unterſcheiden, denn daß die Treſſen des Einen einſtens golden geweſen, kann man mit dem beſten Willen nicht mehr erkennen. Die lange Campagne, die Belagerung der Feſtung Maſtricht — denn vom Heere des Marſchalls von Sachſen kommen ſie — der ſchon einige Tage andauernde Ritt durch die wilde hohe Venn und die ſtaubige Eifel hat dieſe äußerlichen Unterſchiede faſt vollſtändig verwiſcht. Nur ihre Reden zeigen ſofort den Vorgeſetzten und den gemeinen Reiter. Auch liegt in den Zügen, der ganzen Haltung des Einen etwas nachläſſig Vornehmes, während der Andere ein gewöhnliches Geſicht zeigt, deſſen Augen, hinter buſchigen Brauen verſteckt, noch dazu einen unangenehmen, lauernden Ausdruck haben. Beſonders iſt dies der Fall, wenn der Mann ſich unbeobachtet glaubt und die Blicke verſtohlen auf ſeinem Gefährten ruhen läßt.

Als die Reiter auf einer mäßigen Höhe angelangt, von wo aus man das Land überſehen konnte, blickte der Eine lang und ſcharf in die Ferne und ſagte:

„Wie weit kann es noch bis zur Moſel ſein, Wenz?“

Der Andere ſann einen Augenblick nach, dann entgegnete er: „Sind wir einmal jenſeits der Kyll, Herr Capitain, dann werden wir wohl noch zehn bis zwölf Stunden vor uns haben. Wir könnten den Fluß wohl auch etwas früher erreichen," fuhr er langſamer fort, indem er mit einem ſcheuen Blick ſeinen Nebenmann ſtreifte, „wenn wir die Wege nach Uerzig einſchlagen wollten. Doch giebt es dort keine Fähre, während wir in Traben unſere Thiere bequem hinüberſchaffen können — vorausgeſetzt, daß es dort noch immer ſo ausſieht wie zu meiner Zeit, vor dem Kriege."

„Richtig! Traben iſt ja Deine Heimath."

„Ein Stündchen davon, in Kewenig, am Fuß des Montroyal, bin ich daheim. Dort ſteht unſer Haus, welches mein Vater aus Trümmern der alten franzöſiſchen Feſtung ſich erbaute. Ein älterer Bruder lebt mir dort. Ich möchte ihn gerne wiederſehen — wenn er in den Kriegsläuften nicht untergegangen, verdorben und geſtorben iſt."

„Dazu kann Rath werden, Wenz. Da wir heute doch nicht mehr nach Traben gelangen können, ich vor

meinem Einzug in Schloß Beurenhof noch Einiges zu ordnen, auch einen Brief zu ſchreiben habe, den zu expediren ſich in Traben oder Trarbach wohl eine Gelegenheit finden wird, ſo wollen wir in der nächſten Herberge, die wir antreffen, Einkehr halten. Morgen in der Früh ſetzen wir unſern Weg fort und, ſcharf zureitend, werden wir wohl am Abend noch bei guter Zeit das Ziel unſerer Reiſe, das Schloß meines verſtorbenen Vaters erreichen."

Wenz konnte nach dieſer Mittheilung einen freudigen Ausruf nicht unterdrücken. Sein Auge leuchtete auf, doch ſchnell faßte er ſich wieder und ſein Pferd, das der Bewegung ſeines Reiters nachgebend, einige raſche Schritte gemacht, ohne ſonderliche Mühe wieder in den früheren langſamen Paßgang bringend, ſagte er ſcheinbar gleichgültig:

„Unſern Gäulen wird die Ruhe vor allen Dingen Noth thun, ſollen ſie uns morgen nach Beurenhof bringen. Hoffentlich finden wir in dem nächſten Neſte, das wir wohl in einem Stündchen erreichen werden, Hafer genug, um die Thiere ordentlich zu füttern."

„Wie heißt der Ort, dem wir zureiten?"

„Gerolſtein. Auf der kahlen Kuppe vor uns ſehen Sie ſchon die Burg der Grafen von Manderſcheid, die früher dort hauſten. Jetzt wird ſie wohl nur Eulen oder ſchlechtes Geſindel beherbergen. Der Krieg hat auch hier ſeine Spuren zurückgelaſſen.“

Der Andere ſchwieg; nachläſſig hielt ſeine Hand den Zügel und langſam trabten die Gäule weiter. Endlich, nach einer langen Weile, warf der Capitain plötzlich mit raſcher Bewegung den Kopf in die Höhe und rief:

„Holla Wenz! Ich habe Dich immer um die nähern Umſtände fragen wollen, wie der Brief meines Vaters in Deine Hände gekommen und was aus dem Boten geworden. In Maſtricht haſt Du mir nur halbe Antwort gegeben; auch hatte ich damals an Anderes zu denken. Jetzt aber erzähle — und der Wahrheit gemäß.“

Der Dragoner ſchwieg eine Weile. Er blickte betroffen vor ſich hin und ſchien nach einem Entſchluß zu ringen, oder ſich zu beſinnen. Doch bald mußte er mit ſich im Klaren ſein, denn, ſeinen Herrn voll anblickend, entgegnete er:

„Gut Herr, ich will Ihnen ſagen, wie Alles gekom-

men, denn ich glaube ſelbſt, daß mein früherer Bericht einige Lücken hatte. — Es iſt in der That alſo, doch konnte ich damals nicht anders handeln, wie Sie dies ſogleich ſelbſt erkennen und deshalb entſchuldigen werden. Jetzt aber habe ich keinen Grund mehr zu ſchweigen und Sie ſollen den ganzen Hergang der Affaire erfahren."

Der Capitain zog zwar ein Weniges die Brauen zuſammen, doch bedeutete er nach kurzer Pauſe ſeinen Gefährten weiter zu reden, und Wenz fuhr fort:

„Es war am zweiten Tage nach unſerem Einzug in das erſtürmte Maſtricht. Bei der ganzen Armee ging es noch immer hoch her; die Herren Offiziere bankettirten und tanzten im Quartier des Herrn Marſchall und die Soldaten amüſirten ſich auf eigene Fauſt, wo und wie es ihnen beliebte. Ich lag mit meinem Kameraden, dem luſtigen Görgel, im Stalle als Wache bei unſern Pferden und wir thaten uns gütlich bei einigen Krügen ſpaniſchen Weines, die der Spitzbube ſofort aufzufinden gewußt. Das Getränke mundete uns köſtlich und Schnurren, eine toller als die andere, erzählte der Teufelskerl. Die Nacht war ſchon weit vorgerückt und keine Störung befürchteten

wir mehr. Da trat plötzlich der Profoß unſeres Regiments in merklicher Aufregung bei uns ein. Einen freudigen Aufſchrei ſtieß er aus, als er mich erblickte und ſogleich winkte er mich zu ſich heran. Obgleich ich keine Luſt verſpürte, meinen angenehmen Aufenthalt, den ſüßen Wein und den luſtigen Kameraden zu verlaſſen, ſo mußte ich dennoch der Aufforderung folgen. Draußen zog mich der ſonſt ſehr grimmige Profoß mit bittenden Worten mit ſich fort und einer einſamen Stelle vor den Wällen zu. Die Nacht war klar, der Mond tauchte dann und wann hinter zerriſſenen Wolken auf und erhellte den Ort, wo wir weilten. Da ſah ich denn einen Mann in Bauerntracht am Boden liegen, mit geronnenem Blut bedeckt und klaffenden Wunden am Haupt und auf der Bruſt. Der Arme war mauſetodt. „Da hab' ich etwas Schönes gemacht," jammerte der Profoß, „nun werde ich mich wohl ſelbſt füſilliren laſſen müſſen! Nur Du, Kamerad, kannſt mir helfen." Ich mußte über das Lamentiren des ſtrengen Mannes lachen und forderte ihn auf mir zu erzählen, was vorgegangen. Daß ich ihm unter allen Umſtänden beiſtehen würde, deſſen möge er ſich verſichert halten, es

könne ja einſtens ein böſer Augenblick für mich kommen, wo ich ſeiner Hülfe und Nachſicht bedürfe. So ſagte ich und dieſe Zuſicherung tröſtete den Profoßen merklich. Er erzählte mir hierauf, daß man ihm am Abend den Mann, der da todt vor uns lag, als Spion eingebracht. Sofort habe er ein Verhör mit ihm angeſtellt, und müſſe daſſelbe wohl nicht ſehr gründlich geweſen ſein — die ganze Armee habe ſich ja geſtern und heute nach den Strapazen der Belagerung erholen dürfen und auch er, der Profoß, der Flaſche wohl etwas zu ſehr zugeſprochen — genug, er habe den Kerl als Spion überführt betrachtet, kraft ſeiner Vollmacht durch zwei Musketiere vor die Wälle führen und dort erſchießen laſſen. So weit ſei Alles gut und in der Ordnung geweſen, nun aber käme das Unangenehme. Die beiden Musketiere hätten zwar ihren Auftrag getreulich ausgeführt, wie Figura zeige, doch auch hören müſſen, was der Delinquent ihnen vorgejammert. Er ſei kein Spion, ſondern komme weit her, von der Moſel, mit einem Schreiben an den Herrn von Beuren, Capitain bei den königlichen Dragonern, das er ſich heilig verpflichtet Selbigem zu überliefern. Bei den erſten Vor-

poſten unſerer Armee habe er ſich legitimirt und ſei mit einem Geleitsbrief nach Maſtricht zum Heere des Herrn Marſchall von Sachſen gewieſen worden, um endlich allhier nach tauſend Fährniſſen angekommen, todtgeſchoſſen zu werden. Alſo habe der arme Teufel den beiden Musketieren vorgejammert, ihnen auch den sauf-conduit und das Schreiben an den Capitain von Beuren gezeigt und gegeben. Doch das Alles habe natürlich nichts gefruchtet, der Kerl ſei eben erſchoſſen worden, und die beiden Papiere habe man ihm, dem Profoßen, mit obiger Meldung gebracht. Die Geſchichte ſei höchſt fatal und könne ihn an den Galgen bringen, und nur ich, der ich ja in Dienſten des Capitains ſtehe, ſeiner Pferde warte, ich allein vermöge zu interveniren. Den Brief ſolle ich übergeben und den Erſchoſſenen als Spion gelten laſſen. So meinte der zerknirſchte Profoß."

„Der Arme!" murmelte der Capitain vor ſich hin, dann aber rief er mit gebieteriſcher Geberde: „Weiter!"

„Nachdem ich dem Profoßen verſprochen, Alles in Ordnung zu bringen, übergab er mir das mächtige rothgeſiegelte Schreiben, welches der Erſchoſſene, in ein Säck-

chen genäht, auf der Bruſt getragen hatte. Ich machte mich auf nach dem Quartier des Herrn Marſchall, wo ich Sie und die andern Offiziere wußte, ließ Sie durch einen Diener in's Vorzimmer rufen und übergab Ihnen das Schreiben mit der durch die Umſtände gebotenen, nicht ganz richtigen Meldung, daß der Bote, der es gebracht, ſofort wieder davon gegangen ſei."

„Es war ein Brief meines todtkranken Vaters," ſagte der Capitain ernſt und ſinnend vor ſich hin. „Er öffnete mir wieder, nach langen Jahren — wenn auch nicht mehr ſeine Arme — doch das Vaterhaus, aus dem ich geflohen — verbannt geweſen." —

„Richtig! ſo ſagten Sie mir, nachdem Sie den Brief geleſen," warf Wenz haſtig ein, dabei den lauernden Blick auf den Capitain heftend, der den Kopf auf die Bruſt hatte ſinken laſſen.

„Ja," rief dieſer endlich, wie aus einem Traum erwachend. „Das ſagte ich Dir und zugleich, daß Du die Pferde bereit halten ſollteſt, denn am andern Tage würden wir Maſtricht und das franzöſiſche Heer verlaſſen, um an die Moſel, nach Schloß Beurenhof zu ziehen. Jetzt

aber eine andere und mir wichtigere Frage: Wem haſt Du Mittheilung von dem Vorfall und beſonders von meinen Worten gemacht?“

Wenz wurde ernſt und ſenkte nachdenkend den Blick.

„Denke wohl nach!“ fuhr der Capitain eindringlicher fort. „Es liegt mir viel daran, zu wiſſen, ob irgend Jemand etwas von meinem Vorhaben erfahren hat. Der Brief, die letzten Worte meines Vaters, haben einen Entſchluß in mir gereift, an dem ich unverbrüchlich feſthalten werde. Ein anderes Leben will ich beginnen, die wilden Kriegsfahrten, das unſtäte Herumziehen haben für mich aufgehört. Meine Kameraden mögen nach Paris zurückkehren, um dort altgewohnten Vergnügungen nachzujagen, ich habe mich von ihnen, von unſerm bisherigen Treiben losgeſagt, und auf Schloß Beurenhof, dem Paradies meiner Jugend, will ich fortan der Ruhe leben. Eine Familie ſoll mir Erſatz gewähren für die wilden Freuden des Soldatenlebens, und unlieb — ja, ſehr unlieb würde es mir ſein, von einem meiner früheren Kameraden in meinen neuen Verhältniſſen überfallen zu werden. Mit der Vergangenheit habe ich gebrochen für immer — es iſt

dies mein feſter Wille — und geſühnt ſoll werden, was ich geſündigt. Deshalb berichte, Wenz, damit ich weiß ob ich in der Folge irgend eine Verſuchung zu fürchten habe, oder nicht."

Der Andere entgegnete:

„Auch ich, Herr Capitain, habe dem ſoldatiſchen Lotterleben Valet geſagt und will ein treuer Diener meines gnädigen Herrn von Beuren werden; auch mir wäre es durchaus nicht angenehm, von irgend einer Regimentsbekanntſchaft überraſcht zu werden. Doch haben wir alle Beide nichts Derartiges zu fürchten, denn, wie eifrig ich auch nachdenke, ich entſinne mich nicht, irgend Jemandem etwas von dem Briefe und unſerer plötzlichen Abreiſe geſagt zu haben — außer —"

„Nun?" rief Herr von Beuren ungeduldig, als der Andere in ſeiner Rede ſtockte.

„Außer meinem Kameraden, dem Görgel."

Der Capitain zuckte verächtlich die Achſel, doch fragte er nach einer Weile: „Und wie kam es, daß Du gerade mit dem von meinen Angelegenheiten geſprochen?"

„Als ich Sie verließ, kehrte ich in den Stall zurück

und fand dort den Görgel, der mittler Weile allen Wein ausgetrunken hatte. Er quälte mich ſo lange mit Fragen, that dabei ſo ſpaßig, daß ich ihm endlich — nur um ihn loszuwerden, ſagte, daß wir Beide, Sie und ich, morgen die Armee verlaſſen würden, um an die Moſel, nach Schloß Beurenhof zu ziehen. Es war freilich dumm von mir, erzdumm! — Doch hat es im Grunde nichts zu ſagen. Der Trunkenbold wird die Mittheilung wohl in ſeinem Rauſche verſchlafen haben. Ich ſah ihn nicht wieder, er ſchlief noch auf ſeiner Streu, als ich am andern frühen Morgen unſere Pferde aus dem Stalle zog und mit Ihnen davonritt. — Weiter habe ich mit Niemandem geſprochen — mit Niemandem! — ich könnte hundert Eide darauf ablegen."

„Dann iſt es gut!" rief jetzt der Capitain mit anderm, recht froh klingendem Tone. „Nun kann ich ſonder Sorgen ſein und mich ungehindert den Gedanken an Weib und Kind hingeben." —

Der Dragoner ſtieß nach dieſen Worten einen ſo lauten Ruf der Ueberraſchung aus, daß Herr von Beuren ſich lachend zu ihm wandte und ſagte:

„Ja, Wenz, ſtaune nur! Schloß Beurenhof wird nicht allein einen neuen Herrn, ſondern auch eine Herrin und ein junges Herrlein dazu erhalten, denn mein Knabe zählt bereits vier Jahre und muß ein prächtiger Burſche geworden ſein. — So hoffe ich!“ fuhr er langſamer und ernſter fort — „denn lange iſt es her, ſeit ich ihn geſehen, ihn und — ſeine Mutter!“ — —

Der Capitain verſtummte.

Die plötzliche Mittheilung mußte auf Wenz einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht haben, denn er vermochte ſich noch immer nicht von ſeinem Erſtaunen zu erholen. Sein Geſicht war bleich geworden, die Züge ſchienen förmlich erſtarrt, und mit einem befremdenden Ausdruck ſeiner tiefliegenden Augen blickte er Herrn von Beuren an. Endlich brachte er mühſam die Worte hervor: „— Wie, es giebt — eine Frau von Beuren?!“

„Und noch dazu eine junge und ſchöne! Sechs Jahre ſind ſeit meiner Verheirathung verfloſſen und ſie zählte damals deren neunzehn. Sie war ſo ſchön! und ich liebte ſie mit wahnſinniger Leidenſchaft, ſonſt hätte ich nicht wegen einem hübſchen Bürgerkinde eine neue Thorheit be-

gangen — meinen adeligen Namen abgelegt und ſie geheirathet!“

Jetzt ließ Wenz ein langgedehntes „A—h!“ hören, dann trieb er ſein Pferd wieder näher an das des Capitains heran, und behutſam, mit leiſem, faſt ſüßlich klingendem Tone ſagte er:

„Doch nach der Hochzeit wird die junge Frau wohl erfahren haben, welch ein vornehmer Herr ihr Gemahl geworden?“

„Nein, Wenz!“ entgegnete Herr von Beuren mit einem leichten Seufzer. „Ich beſaß nicht die Mittel, um ſtandesgemäß mit meiner Frau leben zu können. Meinen Vater hatte ich erzürnt — tief beleidigt — auf eine Hülfe von ſeiner Seite konnte ich nicht zählen — nach dieſer Heirath erſt recht nicht. Wozu hätte ich ihr da meinen wahren Namen und Stand offenbaren ſollen? Ich gedachte mit meinem bürgerlichen Namen auch ein bürgerliches Leben zu beginnen, die Liebe meines Weibes ſollte mir Alles ſein. Doch ich hatte mir zu viel zugemuthet. Zwei Jahre führte ich meinen Vorſatz durch, da ſiegte der Böſe, deſſen Lockungen ich ſo lange gefolgt. Meine

Liebe war erkaltet, denn ſie ließ mich nicht mehr wie früher, das, was ich Entbehrungen nannte, vergeſſen. Die Geburt meines Kindes entfachte zwar noch einmal die alte Glut, doch nur für kurze Augenblicke. Auch geſchah Etwas, das mich urplötzlich wieder hinaus in das wilde Leben trieb."

Der Capitain hielt einen Augenblick ſinnend inne und ſein Gefährte mußte ſich Gewalt anthun, um weitere Fragen zu unterdrücken. Doch die Darlegung ſeines vergangenen Lebens mußte Herr von Beuren in ſeiner jetzigen Stimmung wohlthun, denn nach einer Weile fuhr er unaufgefordert fort:

„Ihr Vater war ein bemittelter Kaufherr Kölns, mein Weib ſeine einzige Tochter. Unter bürgerlichem Namen hatte ich mich in ſein Haus eingeführt und nachdem ich ſein Eidam geworden, ſollte ich mir einen, meinen Kenntniſſen zuſagenden Wirkungskreis ſuchen. Ich verſprach Alles, während ich auf alle mögliche Weiſe mein Verſprechen zu umgehen — hinauszuſchieben trachtete. Das dauerte zwei Jahre, da brach eine Handelskriſis aus; große holländiſche und engliſche Häuſer fallirten und riſſen

in ihrem Sturz auch den kölniſchen Kaufmann mit ſich. Er und die Seinen waren über Nacht Bettler geworden. Das war ein entſetzlicher Schlag. Die Noth war bei uns eingekehrt und nun mußte ich arbeiten — ohne weniger denn je Luſt und den Willen dazu zu haben. In dieſem fatalen Augenblick führte mir der Zufall, oder — der Böſe einen Bekannten früherer Zeit in den Weg. Luſtige Tage hatte ich mit ihm in Paris verlebt, als ich meinem Vaterhauſe entflohen war und einzig dem Vergnügen nachjagte. Er hatte Dienſte in dem Heere des Marſchalls von Belle-Isle genommen und verſprach, mir zu einer gleichen Stellung behülflich zu ſein. Wie erlöſt athmete ich auf und noch in derſelben Nacht verließ ich heimlich — Weib und Kind und zog mit meinem Freunde zu dem franzöſiſchen Heere nach Böhmen.“ —

„Da wurden Sie mein Capitain!“ rief Wenz mit gut geſpieltem Enthuſiasmus. „Welch ein Leben haben wir ſeit jener Zeit geführt! wie ſind wir herumgezogen in deutſchen und flandriſchen Landen! — Doch verzeihen Sie, Herr von Beuren — haben ſie ſeit jener Zeit nie mehr etwas von Ihrer Frau Gemahlin gehört — noch

derſelben aus dem Felde irgend ein Lebenszeichen zukommen laſſen?“

„An ſie gedacht habe ich oft, doch ihr nie geſchrieben, wie ich auch zu keiner Zeit etwas über ſie vernommen.“

„So weiß ſie alſo bis zur Stunde noch nicht, daß ſie eine gnädige Frau von Beuren iſt?“

„Nein, doch glaube ich ihren Aufenthalt zu kennen und werde ihr ſchreiben, heute noch, und Alles ſoll ſie erfahren.“

„Auch dem alten Herrn von Beuren haben Sie nie etwas über dieſe Heirath mitgetheilt?“

„Ich habe meinem Vater, ſeit ich ihm, ſeinem Willen trotzend, verließ, nur ein einziges Mal geſchrieben. Es war im vorigen Jahre, als wir unter dem Marſchall von Sachſen juſt vor Maſtricht, wo der Krieg geendigt, blutige Schlachten ſchlugen. Eine Gelegenheit bot ſich mir dar; ein Bote ritt mit einem Schreiben unſeres Commandanten zu dem Churfürſten nach Trier. Da wandte ich mich, um eine Verſöhnung anzuſtreben, an meinen Vater. Sie erfolgte, doch — zu ſpät! Zwei Monate brauchte der Bote, um nach Maſtricht zu gelangen, und als mein Vater

ſchrieb, war er zum Sterben krank. Er iſt todt, doch gottlob nicht von der Erde geſchieden ohne meiner wieder in Liebe gedacht zu haben. Dank ihm und Friede ſeiner Aſche!“ —

Sinnend ſenkte der Capitain das Haupt, auch Wenz ſchwieg. Er fürchtete ſich wohl ſeinen Herrn durch weitere Fragen zu ſtören — oder wußte er, was ihn zu wiſſen verlangte?

Die beiden Reiter waren bei einem Theil der Straße angelangt, der durch einen tiefen Einſchnitt abwärts dem Flüßchen Kyll zu führte und mußten nun ihr volles Augenmerk auf die müden Gäule richten, welche auf dem ſchlechten ſteilen Wege nur mühſam fortkamen. Als ſie endlich das Thal erreicht hatten und in die Gaſſe eines Dorfes einritten, hob der Capitain mit kräftiger Bewegung das Haupt, als ob er alle trüben Gedanken gewaltſam von ſich abſchütteln wollte; mit lächelnder Miene deutete er auf eines der Häuſer und ſagte zu ſeinem Gefährten:

„Da wären wir ja am Ziele unſeres heutigen Rittes angelangt! Sieht auch die Herberge, die dort ihr Zeichen

weit in die Dorfgaſſe hineinſtreckt, nicht allzueinladend aus, ſo trägt ſie dafür, wie ich ſehe, doch einen ſtolzen Namen: „Zur Reichskrone.“ Hoffentlich wird ſie uns beſſer beſchützen, als ihr Urbild das deutſche Volk!“

Sie waren in Gerolſtein angelangt, Anno Damals ein ärmliches unanſehnliches Dörfchen, und bald hatte die Herberge mit dem prunkenden Namen Roß und Reiter aufgenommen.

Zweites Capitel.

In der Reichskrone zu Gerolſtein.

Es iſt Abend und wir ſind in der niedern, doch mehr als geräumigen obern Stube der Herberge zur Reichskrone. Auf einem durch den Gebrauch ſchwarzbraun gewordenen Eichentiſch mit ſchweren geknäuften Füßen brennt eine qualmende Oellampe, deren mattes röthliches Licht den Raum nur zum kleinſten Theil erhellt. Von unnennbarer Farbe ſind die Wände, deren Kalkverputz theilweiſe zerbröckelt herabgefallen iſt und die nackte Mauer ſehen läßt. Rings um das ganze Gelaß ſtehen Bänke neben und aufeinander, und während in dem Dämmerlichte an dem einen Ende verſchiedene Körbe und Säcke ſowie eine Leine mit Betten und groben Wäſcheſtücken zu ſehen ſind, befindet ſich auf der entgegengeſetzten Seite eine

niedere Erhöhung, von einer plumpen Baluſtrade umgeben. Auf und vor derſelben liegen zwei Betten, und Alles deutet an, daß der Raum zugleich als Vorraths- und Wäſchekammer, Tanzſaal und Fremdenzimmer dienen muß.

An dem Tiſche ſitzt der Capitain von Beuren, vor ſich die Oellampe, Schreibzeug und einen Brief, den er eben geſchrieben und nun mit ſinnenden Blicken, den Kopf in die Rechte geſtützt, betrachtet. In der entfernteſten Ecke der Stube, dort, wo dieſelbe am dunkelſten iſt und in der Nähe der Betten, liegt hingeſtreckt auf einer Bank der Dragoner Wenz, ſcheinbar unthätig, die Befehle ſeines Herrn erwartend, doch in der That keinen ſeiner lauernden Blicke von dem Sinnenden abwendend.

„Meinen Mantelſack, Wenz!“ ſagt endlich Herr von Beuren ohne aufzuſchauen. „Oeffne ihn, ich will den Brief, den ich meiner Frau geſchrieben, hineinlegen. Er wird in dem Lederbehälter beſſer aufgehoben ſein als in der Taſche meiner Uniform, denn einen heißen Tag und langen Ritt haben wir morgen vor uns. Dann gehe hinab in den Stall, beſorge die Pferde und laß Dir Dein Nachteſſen geben.“

„Und was befehlen Sie zu ſpeiſen, Herr Capitain?“ entgegnete fragend der Dragoner, der ſeinen bequemen Platz verlaſſen hatte, um den Auftrag ſeines Herrn auszuführen. „Freilich giebt es in dieſem verdammten Neſte nichts Anderes als Speck und Brod, doch der Mosler iſt nicht übel.“

„Bringe mir ſpäter als Nachttrunk einen Becher Wein, weiter verlange ich nichts.“

Wenz hatte den Mantelſack auf die breite Eichenplatte des Tiſches gelegt, die Schnallen gelöſt und dann die Lederklappe geöffnet. Dieſelbe enthielt außer etwas Wäſche einen zweiten Uniformsrock, verſchiedene Papiere und auch Geld, wie man dies bei den Manipulationen des Dragoners deutlich hatte hören können. Noch einen Wink gab Herr von Beuren ſeinem Diener, dann verließ letzterer das Gemach und der Capitain war allein.

Nun nahm Herr von Beuren langſam den Brief vom Tiſche und las:

„Mein armes Weib! meine innigſt geliebte Marie!

Auch Dir rufe ich zu: Verzeihung! — Verſöhnung! und um zu erlangen, was meine Seele mit aller Kraft

erſtrebt, will ich Dir reumüthig ein Bekenntniß meiner vielfachen Schuld ablegen. Alles ſollſt Du erfahren, in die geheimſten Falten meines Herzens ſchauen. Denn ſo ſehnlich ich wünſche, für den Reſt meines Lebens wieder glücklich — durch Dich und mit Dir glücklich zu werden, ſo wahr iſt meine Reue, ſo feſt mein Wille, Geſchehenes wieder gut zu machen. Doppelt habe ich Dich — Deine Liebe — betrogen: da ich um Dich warb und da ich Dich und unſer Kind heimlich verließ. Der Name Walbot, den ich Dir gab, war ein falſcher. Hans von Beuren heiße ich und auf den Höhen des Moſellandes liegt Schloß Beurenhof, der Familienſitz meines Stammes, deſſen Herr ich nunmehr durch den Tod meines Vaters geworden bin. Meinen Trieben nach ungebundener Luſt folgend, verließ ich meiner Eltern Haus und zog nach Paris, wo ich mich an dem Becher ſinnlicher Freuden berauſchte — ohne auf die Mahnworte meines Vaters zu hören — ohne ſein gerechtes Zürnen, ſein immer ernſter werdendes Drohen zu beachten. Endlich geſchah was er mir in Ausſicht geſtellt, ſeine Langmuth war zu Ende und mit ſeiner Liebe entzog er mir die meinem Leben ſo nöthigen Mittel. Eine

Zeitlang vermochte ich mich noch in früherer Weiſe durchzubringen, dann aber mußte ich fliehen — wohin? — ich wußte es nicht, denn mein Vaterhaus war mir verſchloſſen. Meinen adligen Namen legte ich ab und nannte mich Walbot. Da fand ich Dich und ein neues Leben, neues Glück erblühte mir durch Deine Liebe, Deinen Beſitz. Der Knabe, den Du mir ſchenkteſt, ſchien dem Errungenen Dauer, mir die Kraft zu geben, um durchzuführen, was ich mir vorgenommen. Doch es war Täuſchung! Das erſte Unglück, welches unſere Verhältniſſe bedrohte, warf mich zu Boden. Ich war nicht ſtark genug, um aus Liebe zu Dir, zu unſerm Kinde die Gedanken an Entſagungen zu ertragen, und erlag der erſten Verſuchung. Ein Freund früherer Zeiten bot mir ſeine Vermittelung an, um in franzöſiſche Kriegsdienſte zu treten. Ich nahm ſein Anerbieten an und verließ Dich — unſer Kind. Seit jener Zeit, ſeit vier Jahren kämpfte ich unter fremder Fahne für fremde Intereſſen, doch nicht ohne oftmals den Blick rückwärts zu lenken. Ein ernſter Augenblick kam; vor einem Jahre war es, da wurde ich vor Maſtricht ſchwer verwundet und fühlte den Tod an mich herantreten. Da

erkannte ich erſt was ich gethan und geſündigt, und der Entſchluß Alles zu ſühnen reifte in mir. Er ward zur That, denn die erſte Gelegenheit erfaßte ich, um meinen Vater um Vergebung all' des Weh's zu bitten, welches ich ihm angethan. Es war die höchſte Zeit, denn ſeine Tage waren gezählt. Vor ſeinem Tode verzieh' er mir, reichte mir im Briefe verſöhnt die Hand und ſetzte mich in alle Rechte des Sohnes wieder ein. Und nun rufe ich auch Dir zu: Verzeihung! — Verſöhnung! Verſuche zu vergeſſen, was Du Herbes durch mich gelitten und ſei wieder mein gutes, innig geliebtes Weib, ein Leben voll Liebe ſoll Dir Vergeltung ſein! Ich habe das franzöſiſche Heer, den Dienſt verlaſſen und bin auf dem Wege nach meiner Heimath. In dem Dorfe Gerolſtein ſchreibe ich Dir dieſe Zeilen und morgen reite ich über Traben mit einem treuen erprobten Diener der Moſel, Schloß Beurenhof zu, wo meine Anweſenheit dringend nothwendig iſt. Nimm Alles, was Dir lieb und werth iſt, Deinen Knaben, und fahre mit erſter Gelegenheit den Rhein hinauf nach Koblenz. Dort findeſt Du Schiffer, welche Dich auf der Moſel nach Trarbach führen werden. Hier erwarte ich

Euch! um Dich und unſern kleinen Hubert nach Schloß Beurenhof, unſerm nunmehrigen ſchönen Wohnſitz, zu führen. — Zweifle nicht — vertraue und hoffe! Noch kann Alles wieder gut werden — ich fühle, ich weiß es, wie auch, daß Du mir vergeben und mit Deinem Kinde zurück zu Deinem Gatten kehren wirſt! Das walte Gott!

Hans von Beuren, genannt Hans Walbot."

Leiſe hatte der Capitain den Brief geleſen, und daß er wahr geſchrieben, ſagten noch, außer dem leichten Zittern ſeiner Stimme, ein paar Thränentropfen, die auf das Blatt niederfielen. Mit der Hand beſeitigte er dieſe Zeugen ſeiner Reue, ſeiner Liebe zu dem Weibe, das er ſo ſchwer gekränkt, dann nahm er die Feder und ſchrieb noch langſam unter die letzten Zeilen und neben ſeinen Namen:

„Am 25. Mai, anno domini 1748."

Hierauf faltete er das Blatt und ſiegelte es an der Oellampe, indem er den gravirten Knopf ſeines Degens als Siegel benutzte. Jetzt ſchrieb er die Adreſſe:

„An Frau Maria Walbot

zu Köln am Rheine."

Noch einige Augenblicke hielt er den nun fertigen Brief

ſinnend in der Hand, dann legte er ihn in den Mantelſack und begann dieſen zu ſchließen.

Da öffnete ſich faſt unhörbar die Thüre und Wenzel trat ein.

In der Hand hielt er einen bunten irdenen Teller mit einem großen Glaſe von alter Form, gefüllt bis zum Rande mit Wein.

Einen haſtigen Blick warf er auf den Capitain, dann trat er langſam vor und ſetzte den Teller mit dem gefüllten Paßglas auf den Tiſch.

Er hatte geſehen, wie Herr von Beuren den Brief an ſeine Gemahlin, deſſen Inhalt Wenz zu kennen glaubte, in den Mantelſack gelegt.

„Geben Sie ſich keine Mühe, Herr," ſagte er, „ich werde die Riemen befeſtigen."

Dabei zog Wenz den Mantelſack zu ſich heran und ſchnallte ihn mit größter Sorgfalt zu. Herr von Beuren ließ es geſchehen. Auf ſeinen Sitz zurückgeſunken überließ er ſich ſeinen Gedanken, die wohl über die Berge der Eifel nach der alten Stadt am Rheine ſchweiften, wo ſein

Weib — ein Kind ihm lebte, deſſen er mit ſtets wachſender Vaterfreude gedachte.

„So, das wäre gethan!“ rief Wenz, mit ſichtbarer Befriedigung den geſchloſſenen Mantelſack an ſeine frühere Stelle ſchiebend. „Jetzt kann ich in Ruhe mein Nachtmahl verzehren und die Weine der Reichskrone durchkoſten.“

Raſcher wie er gekommen, verließ er das Gemach, zog die Thüre in's Schloß und draußen, auf dem bereits vollſtändig dunklen Gange, murmelte er leiſe vor ſich hin:

„Auch dieſer Brief wäre gut aufgehoben und mir ſicher. Jetzt einen kräftigen Trunk, ich muß mich ſtärken für morgen!“

Dann ſtieg er die krachende Holztreppe vollends hinab und trat in die untere Wirthsſtube.

In dem oberen Zimmer ſaß der Capitain noch immer auf der früheren Stelle, ſtille und in ſich gekehrt. Zwar griff ſeine Hand nach dem gefüllten Glaſe, doch führte er es nicht an ſeine Lippen, ſo ſehr ſchienen ihn ſeine Gedanken zu feſſeln.

Endlich wurden dieſe zu Worten und leiſe klang es:

„Treffe ich in Trarbach morgen Abend oder am

folgenden Tage in der Früh eine Koblenzer Jacht, ſo kann mein Brief in drei bis vier Tagen in Köln ſein und längſtens acht Tage ſpäter darf ich Weib und Kind erwarten. Meine Geſchäfte in Beurenhof kann ich raſch abmachen. Der Brief meines Vaters und meine andern Papiere werden mich bei dem chur-trier'ſchen Vogt legitimiren — denn wer wird in dem gealterten Soldaten, mit den gebräunten Zügen, den jungen friſchen Junker wiedererkennen, als welcher ich vor beinahe zwanzig Jahren das Schloß verließ? Dem Herrn von der Leyen werde ich, wenn möglich, die Regulirung meiner Angelegenheiten übertragen und nach Trarbach zurückkehren, die Meinen dort erwarten — oder noch beſſer, ihnen bis Koblenz entgegenfahren. — Doch wenn ich keine Gelegenheit fände den Brief zu expediren? — Das wäre fatal! Am Beſten dürfte es wohl ſein, wenn ich Wenz nach Köln reiten ließe. Doch nein! — Der Gedanke iſt mir unbehaglich, daß Jemand meiner Umgebung früher als ich ſelbſt mit meinem Weibe verkehren ſollte. Wenz iſt zwar eine gute Haut — ich habe ihn erprobt — doch wie leicht könnten ſeine Mittheilungen mein Weib verletzen! Er kennt mich und

mein Treiben nur zu gut und nach ſeinen Anſchauungen würde er nichts Unrechtes zu thun glauben, wenn er Marien von meinen Kriegsfahrten erzählte. Nein, das geht nicht, ich muß bei meinem erſten Vornehmen bleiben. — Vielleicht findet ſich auch ſchon früher eine Gelegenheit. Je näher der Moſel, je mehr Verkehr in dieſem öden, unwirthlichen Lande. Es könnte immerhin möglich ſein, daß ich in irgend einem der Städtchen, die wir noch zu paſſiren haben, einen ſichern Boten anträfe, der die Beſorgung des Briefes gegen ein gutes Douceur übernähme. Das wäre nicht unmöglich, und ſo dürfte es denn doch am beſten ſein, den Brief zu mir zu ſtecken, um ihn gleich bei der Hand zu haben."

Der Capitain war aufgeſtanden und ſchon neſtelten ſeine Finger an den Riemen des Mantelſacks, den Wenz gar zu ſorgfältig zugeſchnürt. Endlich öffnete ſich die Lederklappe. Herr von Beuren nahm den Brief heraus und ſteckte ihn behutſam in die innere breite Bruſttaſche ſeiner geöffneten Uniform. Dann ſchloß er den Mantelſack auf's Neue und ſchob ihn wieder an ſeine frühere Stelle, wo Wenz ihn hingelegt. Einige Male noch ging

er in dem großen halb dunklen Raume auf und ab, dann blieb er abermals vor dem Tiſch ſtehen, ergiff das Glas, hielt es hoch empor, als ob er in Gedanken eine Geſundheit ausbringen wollte, und trank es hierauf in einem langen Zuge leer. Jetzt trat er zu dem für ihn bereiteten Lager auf der niedern Muſikanten-Eſtrade. Wider die Baluſtrade lehnte er ſeinen Degen mit dem breiten Bandelier, ein paar große Reiterpiſtolen, die halb in ihren Ledertaſchen ſtaken, legte er daneben und begann ſich zu entkleiden. Für die Uniform mit dem Briefe fand ſich ein Nagel an der Wand, und nachdem von Beuren die immer trüber brennende Oellampe ausgelöſcht, warf er ſich auf das Lager, um zu ſchlafen.

Mehrere Stunden vergingen, der Capitain träumte wohl von ſeinem Weibe und Knaben, da wurden ſchwere Tritte auf der Treppe hörbar. Es war der Dragoner Wenz, der endlich ſein Nachtmahl beendet, den ganzen Keller der Reichskrone durchgekoſtet hatte und nun ziemlich ſchwerfällig, wenn auch nicht betrunken, ſein Lager aufſuchte.

Der Capitain erwachte. Er rief ein lautes „qui

vive!“ und griff ſchon nach ſeinen Piſtolen. Einige Worte des Dragoners beruhigten ihn, worauf auch dieſer ſich auf ſeine Streu niederwarf und bald die Augen ſchloß.

Herr und Diener ſchliefen. —

Doch wenn heitere Bilder von häuslichem Glück den Capitain im Schlaf umgaukelten, wie ſein gleichmäßiges Athmen zu künden ſchien, ſo mußte Wenz von böſen Träumen heimgeſucht werden, denn auf ſeinem Strohlager warf er ſich unruhig umher, einzelne rauhe Töne ausſtoßend, die bald wie Drohworte klangen, bald einem Fluch, oder einem entſetzlichen Freudenruf glichen.

Drittes Capitel.

Zwei Brüder.

Am andern Nachmittag finden wir die beiden Reiter in einem kleinen Dörfchen wieder und immer noch etwa fünf Stunden von der Moſelüberfahrt bei Traben entfernt. Die Abreiſe hatte nicht nach dem Willen des Capitains am frühen Morgen ſtattfinden können, da deſſen Pferd einen Schaden am Huf gezeigt, den der Schmied des Dorfes vorerſt repariren mußte. Nur langſam waren ſie weiter gekommen, denn nach kurzem Ritt begann der Gaul zu hinken, und am Nachmittag ſahen ſie ſich abermals genöthigt, vor einer Dorfſchmiede einen längeren Halt zu machen. Herr von Beuren war über das unerwartete Hinderniß nicht wenig ungehalten, doch Wenz ſuchte den Unmuth ſeines Herrn zu beſchwichtigen, indem

er auf die bevorſtehende mondhelle Nacht hinwies, die ihnen geſtatten würde, die Trabener Herberge, wenn auch ſpät, doch ſicher zu erreichen, und ſo machten ſich denn Beide wieder auf den Weg. Der Abend nahte und faſt nur ſchrittweiſe näherten ſie ſich dem heutigen Ziel ihres Rittes. Endlich, es mochte neun Uhr ſein, der Mond war bereits am Himmel ſichtbar geworden und noch zwei volle Stunden hatten ſie zu reiten bis zum Trabener Berge, da rückte Wenz mit einem Anliegen heraus, das ihm ſchon lange auf dem Herzen gelegen haben mochte.

„Der Weg über den Berg nach Traben iſt nicht mehr zu fehlen," ſagte er zum Capitain. „Gerade aus geht's auf die Bergkuppe zu, welche ſchon jenſeits der Moſel liegt und deutlich im Mondlicht zu ſehen iſt. Geſtatten Sie mir deshalb vorauszureiten und einen kleinen Abſtecher nach Kewenig zu machen. Ich möchte meinem Bruder Joſt nicht gerne vorbeigehen — vorausgeſetzt, daß er überhaupt noch am Leben iſt. Während Sie über die Höhe, durch das Mauerwerk der alten Franzoſen-Feſtung Montroyal, den geraden Weg nach Traben verfolgen, biege ich links ab, ſuche für einige Augenblicke mein elter-

liches Haus auf und reite dann dem Ufer der Moſel entlang nach Traben, wo ich noch vor Ihnen anlangen und Sie erwarten werde."

Der Capitain beſann ſich einen Augenblick. Ganz gelegen mochte ihm das Geſuch ſeines Dieners nicht kommen, denn auf einem lahmen Pferde bei Nacht in fremdem Lande ſeine Straße ſuchen zu müſſen, hatte in der That nichts Verlockendes. Doch gedachte er auch wieder des ſo natürlichen Triebes ſeines Begleiters, nach einer Abweſenheit von zwanzig Jahren ſeine Heimath, den Bruder und einzigen Verwandten wiederzuſehen und begrüßen zu können, daß er ſeine Unbehaglichkeit bemeiſterte und endlich ſagte:

„Meinetwegen reite zu! In der Trabener Herberge treffe ich Dich — wenn mein Gaul mich nicht zwingt, unterwegs liegen zu bleiben."

„Habt keine Sorge, Herr! Das Pferd hält den Ritt aus und trägt Euch über den Berg. Noch in der Nacht laſſe ich den Schaden gründlich repariren, damit wir morgen in der Früh in Schloß Beurenhof einreiten können. Verfehlt nur die Richtung nicht! Je weiter Ihr kommt,

je beſſer werdet Ihr im Mondlicht den Bergrücken, über den Euer Weg geht, erkennen. Iſt es mir doch, als hätte ich die Gegend erſt geſtern verlaſſen!“

Dabei hatte er ſeinem Gaul die Sporen in die Weichen gedrückt und trabte davon, ſeinen langſam reitenden Herrn bald weit hinter ſich zurücklaſſend.

Mit dem Dragoner ging während des ſcharfen Rittes eine vollſtändige Veränderung vor. Bisher in ſeinen Reden, ſeinem Gebahren ſcheinbar ruhig und gemeſſen, überließ er ſich nun rückhaltlos einer nicht gewöhnlichen Aufregung, die ſich in dem Blitzen ſeiner Augen, dem Keuchen ſeiner Bruſt und der rüden, faſt wilden Gewalt, womit er ſeinen Gaul zu fortwährendem Laufe antrieb, nur zu deutlich kund gab. Mehr als eine halbe Stunde mochte er in ſolcher, ſtets ſteigender Erregtheit dahingeritten ſein, als er plötzlich ſchweißgebadet ſein Pferd ſo gewaltſam anhielt, daß das Thier ſich hochaufbäumte, doch bald von ſeinem Reiter gebändigt, ſich ſchüttelnd und laut wiehernd zu einer ruhigen Gangart bequemte.

Zugleich ſchrie Wenz mit faſt heiſerer Stimme und ſo laut er es nur vermochte:

„Halt! — Jetzt meine Truppen nochmals gemuſtert, dann zur Schlacht — zum Siege!“

Nun blieb für eine ganze Weile nur das Keuchen ſeiner Bruſt vernehmbar, während er ſelbſt, wie gebrochen von der Anſtrengung und dem raſenden Ritt, den Oberkörper vornübergebeugt, ſich langſam von dem abgehetzten Gaul weitertragen ließ. Endlich begann er wieder zu reden, doch diesmal leiſe, mit tiefem Tone und in gleichmäßiger Weiſe. Er hatte ſeine Ruhe, ſeine ganze Willenskraft wiedergefunden.

„Zwanzig Jahre iſt er nicht daheim geweſen, man kennt ihn nicht mehr — wie mich Niemand mehr kennen wird. Das wilde Kriegs- und Lagerleben ändert das Aeußere des Menſchen nur zu ſehr! Seine Papiere, die ihn legitimiren, führt er im Mantelſack bei ſich — auch die zweite, beſſere Uniform — ich packte ſie vorſorglich ein. Haha! An Alles habe ich gedacht, vom erſten Augenblick an! — Der Brief an ſein Weib, das — Gott verdamme mich! — mir bald einen Strich durch die Rechnung gemacht, befindet ſich auch gut aufgehoben in dem ledernen Behälter. Von dieſer Seite hätte ich nichts zu befürchten,

die Frau ahnt nicht einmal den rechten Namen ihres davongelaufenen Mannes — ſie hat ihn wohl ſchon längſt todt geglaubt und einen Andern geheirathet! Haha! Mir kann's recht ſein, ich werde ſie nicht aufklären! — Im Schloſſe den Hans von Beuren zu ſpielen, ſoll mir nicht ſchwer fallen. Das Kommandiren haben wir im Kriege gelernt, und kenne ich doch auch ſein vergangenes Leben, ſo weit ich es zu kennen nöthig habe. — Sein letzter Brief wird ſich wohl auch noch in irgend einer Schublade vorfinden — und Anderes, das mich genauer inſtruiren kann. — Alſo voran! Einen Druck mit dem Finger hier und Alles iſt gethan. Hab ich doch in all' den Schlachten und Kämpfen, die ich mitgemacht, Manchen vom Pferde heruntergeſchoſſen. Einer mehr oder weniger — Bah! was liegt daran! — Vorwärts denn! zuerſt nach Kewenig zu meinem Bruder, dem Joſt. — Höll' und Teufel! — wenn der mich wiedererkennen, trotz des neuen Rockes und Namens, die ich mir zugelegt, mich wiedererkennen würde?! — — Ich muß Gewißheit darüber haben, kein Augenblick iſt zu verlieren. Eine gute Stunde Vorſprung habe ich und das genügt."

Wenz war auf der Höhe bei einer Stelle angelangt, von wo aus er zu ſeiner Linken in das vom Monde beſchienene Moſelthal niederſchauen konnte. Jetzt riß er mit kräftigem Ruck den Gaul zur Seite, und ihn wieder zu raſcherem Gang antreibend, bog er von dem bisher eingehaltenen Wege links ab und trabte dem Ufer des Fluſſes zu.

* * *

Kewenig war zur ſelben Zeit ein gar armſeliges Dörfchen, wenn auch ſeine wenigen Häuſer größtentheils aus ſchweren Steinblöcken beſtanden: die etwa fünfzig Jahre vorher zerſtörte franzöſiſche Feſtung Montroyal, über dem Orte auf der Höhe des Berges gelegen, hatte das Baumaterial geliefert, und ſo waren denn unter den Händen der nichts weniger als baukundigen Dörfler gar ſeltſame Wohnungen entſtanden. Am Ende des Oertchens ſtand ein ſolches Haus, dem Fluſſe zugewendet und ſich mit einem kleinen Gärtchen an den Berghang lehnend. Einſtöckig, doch von ziemlichem Umfange, glich es in ſeinem unteren Theile faſt einem kleinen Fort, oder einem Steinhaufen mit willkürlich angebrachten Fenſterlöchern, während

ſein Dach nur aus loſen Strohlagen beſtand, die wohl kaum im Stande waren, die Bewohner des ſteinernen Aufenthalts nothwendig vor Wind und Wetter zu ſchützen. Das Haus bewohnte ein armer Fiſcher, deſſen Nachen und Netze am Ufer lagen. Von Enkirch fuhr er die Leute auf das linke Moſelufer, oder machte Botengänge, wenn ſolche Beſchäftigungen ſich ihm darboten, die ihm gemeiniglich mehr eintrugen, als das Fiſchen. Wie hätte der Mann auch ſeine Fiſche mit einigem nennenswerthen Gewinn abſetzen können, wo jeder Trarbacher oder Trabener ſich den eigenen Bedarf ſelber aus der Moſel holen konnte? So war denn Fiſcher-Joſt, wie man ihn nannte, trotz aller Mühen ein armer Teufel geblieben, und daß er ſich vor Jahren verheirathet, hatte nichts zu einem gedeihlichen Wohlſtand beitragen können. Im Gegentheil! er mußte von jener Zeit an für Zwei arbeiten, denn nur das kleine Gärtchen beſaß er, und dies hatte ſein Weib bald beſtellt. Doch Joſt war genügſam und zufrieden mit ſeinem Looſe, er fühlte ſich ſogar in ſeiner Häuslichkeit recht glücklich, und dies ganz beſonders in letzterer Zeit, wo ſeine Frau ihm nach faſt zehnjähriger Ehe ein Kind,

ein Mädchen, geboren hatte. Der ernſte und ſchweigſame Mann thaute förmlich auf. Sein Auge leuchtete und wenn er ſonſt lautlos durch das Dörfchen ſchritt, oder am Ufer hantirte, ſo ergriff er jetzt jede Gelegenheit, um mit ſeinen Nachbarn zu plaudern; beim Ausbeſſern ſeiner Netze ſang er ſogar allerlei alte halbvergeſſene Liedlein, die er wohl als Knabe gelernt und geſungen. Eine ſelige Freude war über den einfachen Menſchen gekommen, die jedoch leider für ihn nicht lange anhalten ſollte.

Sein Weib hatte ſich nach der Geburt des Kindes wohl wieder erholt, doch plötzlich einen Rückfall erlitten, und zur Zeit lag ſie recht krank darnieder. Das fraß dem armen Fiſcher-Joſt am Herzen und umdüſterte ſein ſtilles Glück. Dafür gedieh das kleine Mädchen, welches nach der Mutter Ammi genannt wurde, ſichtlich, trotz des Wenigen, welches ihm die Kranke jetzt gewähren konnte. Zwar hatte der Trarbacher Doctor beſte Hoffnung gemacht, daß das Siechthum ſeinen Medicamenten baldigſt weichen würde, doch verwirklichen wollten ſich die Ausſprüche des gelahrten Herrn nicht und ſchon ſandte Joſt ſeine Blicke anderwärts hin, um die erſehnte Hülfe zu finden. Ueber

dem Berge, in Crön wohnte der Kräuter-Juppi, ein Schäfer, weit und breit bekannt durch ſeine Kenntniſſe heilſamer Kräuter und glücklich vollbrachte Curen, an ihn gedachte Joſt ſich zu wenden. Sein Weib aber hielt ihn immer von dem Gang zurück, indem ſie vorgab, ſich beſſer zu fühlen, wohl nur, um dem armen bangenden Manne neuen Muth zu machen. So vergingen bange Tage, ohne daß in dem Zuſtande der Kranken eine ſichtliche Aenderung eintrat, und Joſt ſchwankte zwiſchen Furcht und Hoffnung, zwiſchen Freude und wehem Schmerz.

An demſelben Abend, wo ihm der unerwartete, vielleicht verhängnißvolle Beſuch ſeines Bruders bevorſtand, weilte Joſt vor ſeinem Hauſe an den Netzen arbeitend, doch mit ſeinen Gedanken bei dem kranken Weibe, das drinnen in der Stube lag und ſchlummerte. Einer ſeiner nächſten Nachbarn im Dorfe, der Holländer-Rickes geheißen, weil er früher als Flößer mehrere Male nach Holland gekommen, ging vorüber und Fiſcher-Joſt war froh, als Jener zu ihm herantrat, guten Abend bot und ein Geſpräch mit ihm anknüpfte. Nach dem Zuſtand der Kranken und der kleinen Ammi erkundigte ſich theilnehmend der

Mann und Joſt ſprach mit ihm von Allem, was ihn bewegte: wie die theuren Mixturen des Herrn Doctors keine Beſſerung bewirkten und er nunmehr geſonnen ſei, ſich nach Cröv an den Kräuter-Juppi zu wenden.

„Das hättet Ihr gleich von Anfang an thun ſollen," entgegnete der Holländer-Rickes, „und Eure Frau wäre jetzt geſund und friſch, wie die Fiſche in der Moſel!" Dann zählte er mit redefertiger Zunge eine Menge Wunder-Curen her, die der Kräuter-Juppi gleichſam im Handumdrehen vollbracht haben ſollte, und wußte ſeine Erzählungen ſo glaubwürdig auszuſtatten und vorzubringen daß Joſt die Arbeit liegen ließ und mit Aug und Ohr gläubig zuhörte. Neuer Muth erfüllte ihn und im Geiſte ſah er ſchon ſein braves Weib wieder blühend und wohlauf. Einen Freudenruf vermochte er nicht zu unterdrücken, als er endlich mit raſchem Entſchluß ſeine Arbeit vollends bei Seite warf, aufſprang und dann rief:

„Ihr habt Recht, Rickes, und ich bin ein großer Narr geweſen, daß ich auf die Pillen und Latwerge des Trarbacher Doctors gebaut, noch heute Abend gehe ich

über den Berg nach Crövo und hole mir Raths bei dem Juppi für mein armes Weib.“

„Das thut und Ihr werdet Wunder ſehen. In ein paar Tagen iſt die Frau wieder auf den Beinen. Euer Kind wird's ſpüren und auch Euer Hausweſen, das, ſei es noch ſo klein, ja den Krebsgang gehen muß, wenn die Wirthſchafterin fehlt. Damit Gott befohlen!“

Mit einem kräftigen Händedruck nahm der Mann Abſchied von Joſt, der bei den letzten Worten einen Seufzer nicht hatte unterdrücken können. Feſt entſchloſſen zu dem Gang, der mit dem Aufenthalt bei dem Kräuter-Juppi etwa zwei Stunden in Anſpruch nehmen konnte, kehrte der Fiſcher in ſein Haus zurück.

Der Abend war ſchon ziemlich vorgerückt und das Gelaß, welches Joſt betrat, bereits dunkel. Vorſichtig horchte er nach der zweiten Stube hin, dann nahm er Stahl und Stein und ſchlug Feuer. Bald brannte eine kleine Oellampe und erhellte den Raum, der ein ziemlich geräumiger war. In der Ecke befand ſich ein plumper Heerd von Steinquadern aufgebaut, die urſprünglich eine ganz andere Beſtimmung gehabt hatten, denn auch ſie

ſtammten von dem zertrümmerten Montroyal. Ein alter Holztiſch, eine Bank und etwelche Schemel, vom Gebrauch geſchwärzt, bildeten die Hauptausſtattung der Stube, die als Wohnzimmer und Küche zu dienen ſchien. An den nackten rußigen Steinwänden waren mehrere bunte Heiligenbilder befeſtigt und bei der Holzbank hingen Rock und Hut des Fiſchers, daneben unter einem fliegenden Blatt, das in rohen Conturen die zerſtörte Feſtung darſtellte, eine alte Muskete und ein vollſtändig verroſteter Degen, welche Armaturſtücke der Erbauer des Hauſes wohl auch unter den Ruinen gefunden und zum Andenken mit heimgenommen haben mochte.

Joſt holte aus einer Ecke den derben Knotenſtock, dann nahm er ſeinen an zwei Seiten aufgekrempten Hut und den weiten mantelartigen Rock von faſt unnennbarer Farbe, der ſchon ſeinem Vater gedient hatte, vom Nagel. Er mußte hierbei nicht allzu vorſichtig hantirt haben — oder war ſein Hauptaugenmerk auf die Kammer nebenan gerichtet, wo ſein krankes Weib lag — genug, das ſchwere Kleidungsſtück ſtreifte die alte Schießwaffe in einer Weiſe,

daß ſie mit lautem Gepolter auf die Bank und dann zu Boden fiel.

Erſchrocken hielt der arme Mann inne und ſchier athemlos horchte er abermals nach der Nebenſtube hin. Diesmal glaubte er wirklich die Stimme der Kranken zu vernehmen. Den Mantel legte er auf die Bank und ohne ſich weiter um die heruntergefallene Muskete zu bekümmern, nahm er die Oellampe und trat in die zweite Kammer, deren Thüre er halb geöffnet ließ.

Da lag auf dem alten breiten Familienbette, das gewiß ſchon mehrere Generationen kommen und vergehen geſehen hatte, ſein armes krankes Weib und in der entfernteſten Ecke des Lagers ſchlummerte die kleine Ammi. Das Licht ſtellte Joſt auf den Tiſch zu Häupten des Bettes, dann zog er einen Schemel heran und ſetzte ſich zu der Kranken. Das Geſicht der Frau war von einer durchſichtigen, erſchreckenden Bläſſe, blutlos und fahl erſchienen die ſchmalen Lippen, während die Augen in fieberhaftem Feuer leuchteten. Das Herz zog ſich in der Bruſt des armen Mannes zuſammen vor Weh, als er ſein krankes Weib ſo vor ſich ſah und er wagte kaum nach dem

Kinde zu ſchauen, deſſen allerliebſtes und in Geſundheit ſtrahlendes Geſichtchen aus den vielen Kiſſen und Decken des Lagers wie verſtohlen hervorlugte.

Lange blickte die Kranke Joſt an, dann ſprach ſie mit matter, kaum vernehmbarer Stimme:

„Du willſt fort — noch heute Abend?“ und als Joſt, dem die Thränen näher ſtanden, als das Reden, einen Augenblick mit der Antwort zögern mußte, fuhr ſie fort: „Ich hörte, wie Du den Stock aus der Ecke holteſt — den Rock von der Wand nahmſt und dabei wohl die alte Büchſe zu Boden warfſt.“

„Ich habe Dich wohl recht erſchreckt, armes Weib?“

„Nein. — Doch antworte mir. Wohin willſt Du noch in der Nacht?“

„Ich will über den Berg nach Cröv,“ entgegnete der Fiſcher faſt zögernd, „um dort Heilkräuter für Dich zu holen. Nachbar Rickes hat mir auch dazu gerathen und ich glaube feſt, daß der Kräuter-Juppi dich geſund machen kann. Deshalb laß mich gehen — in einer guten Stunde bin ich wieder bei Dir und mit richtiger Hülfe.“

Auf dem bleichen Geſicht der Kranken tauchte ein

ſchmerzhaftes Lächeln auf und es war ein Glück für Joſt, daß er in dieſem Augenblick die Gedanken ſeiner Frau nicht errathen konnte, denn ſie hätten ihm und ſeiner Lebensfreude unwiderruflich das Urtheil geſprochen. Für ſie gab es keine Hülfe mehr, das fühlte die Aermſte. Ihre abgemagerte Hand ſtreckte ſie aus den Decken hervor und legte ſie in die ihres Mannes, dann flüſterte ſie wie früher:

„Ich danke Dir, Joſt! — Doch geh heute nicht über den Berg — warte bis morgen.“

„Dann hätten wir ja abermals eine Nacht verloren! Und ich möchte Dich ſo gerne recht — recht bald wieder geſund wiſſen.“

„Morgen früh holſt Du meine Schweſter, die Marei — die kann bei mir und — dem Kinde bleiben. Dann gehe — in Gottes Namen!“

„Die Marei kann ich jetzt noch holen, Zeltingen iſt nicht weit von Cröv, und ſie kommt gerne noch in der Nacht zu Dir. — Laß mich gehen! es iſt zu Deinem Beſten.“

„Nein!“ entgegnete die Frau nach kurzer Pauſe mit

einem bangen Blick auf ihren Mann und merklich erregt. „Ich möchte Dich nicht von mir laſſen während dieſer Nacht. — Mir ahnt Schlimmes — ein Unglück. — Doch wird es wohl nur mich betreffen," fügte ſie faſt tonlos hinzu.

Joſt drückte ihre Hand und während ein paar ſchwere Thränentropfen ſeine gebräunten Wangen herabliefen, ſagte er mit einem Tone, der eine wahrhaft rührende Liebe zu ſeiner armen Frau kündete:

„Sei ruhig, Ammi! ich gehe nicht. Ich bleibe bei Dir und unſerm Kinde."

„Bei mir — und — unſerm Kinde!" hauchte die Kranke noch, dann ſank ſie, als ob ihre Kräfte durch die kurze Unterredung vollends erſchöpft ſeien, tiefer in die Kiſſen des Lagers und ſchloß die Augen.

Immerfort hielt Joſt ihre Hand gefaßt und lauſchte geſpannt auf die matten Athemzüge der mühſam arbeitenden Bruſt. So krank und ſchwach hatte er ſein Weib noch nie geſehen, ſo traurig und unglücklich ſich noch nie gefühlt, und dabei tauchte in dem armen Mann die

Ahnung auf, daß noch Schlimmeres ihm bevorſtehen, der entſetzlichſte Schlag ihn treffen könne.

Der Aermſte! Was ihn auch in Gedanken erbeben machte, es war nichts gegen das Furchtbare, welches ihn wirklich bedrohte. —

Während Joſt lautlos am Lager ſeines ſchlummernden Weibes ſaß, kein Auge von dem bleichen Antlitz abgewendet, betrat eine dunkle Geſtalt leiſe und vorſichtig den vorderen Raum. Es war der Dragoner Wenz, welcher, in der Nähe ſeines Geburtsortes angelangt, den Gaul an ſicherer Stelle geborgen und dann nur zu leicht den Weg nach dem letzten Hauſe, wo er ſeinen Bruder glaubte, gefunden. Nur ein Gedanke erfüllte ihn: wiſſen mußte er, ob ſein Bruder ihn wiedererkennen würde, oder ob er ihm fremd geworden. Durch den ſchwachen Lichtſchein angezogen, hatte er ſich einem der ſchmalen Fenſter genähert. Hier ſah er nun die Gruppe in dem Krankenzimmer. Doch wenn er auch in das bleiche Geſicht der Schlummernden ſchauen konnte, ſo kehrte der Mann, der bei dem Bette ſaß, ihm den Rücken, und er vermochte nicht ihn zu erkennen. Da Wenz keine Zeit verlieren durfte, ſchlich er

um das Haus und der Thüre zu. Er fand ſie unverſchloſſen und betrat nun die vordere, zum Theil finſtere Stube. Durch die halb offene Thüre der Schlafkammer drang das matte Licht der Oellampe und erhellte einen Theil der gegenüberliegenden Wand. Der Eintretende ſchrack zuſammen bei dem Anblick, der ihm nun wurde, denn er ſah jetzt das Geſicht des Mannes vor dem Bette. —

„Es iſt der Joſt!“ keuchte Wenz kaum hörbar, indem er ſich an dem ſchweren Bohlentiſch zu halten ſuchte. „Ich habe ihn auf den erſten Blick erkannt und er — wird mich wiedererkennen.“ —

Haſtig wendet er ſich der Thüre zu und will ſich entfernen.

Da bleibt er plötzlich wie gebannt ſtehen, denn bei dem nächſten Hauſe glaubt er Jemand zu erblicken, der zu ihm hinüberſchaut.

„Man darf mich hier nicht ſehen — mein rother Rock leuchtet durch die Nacht,“ murmelt Wenz ingrimmig zwiſchen den Zähnen. Dann tritt er in die dunkle Stube zurück und blickt ſuchend umher.

Das Licht in der Krankenſtube ſtreift die Holzbank, wo der Mantel des Fiſchers liegt.

„Der Mantel des Alten — auch ihn erkenne ich wieder!“ flüſtert Wenz, indem ein häßliches Lächeln auf ſeinem Geſicht auftaucht. Dann greift er vorſichtig nach dem Kleidungsſtück, hüllt ſich hinein und verläßt ſo das Haus, unhörbar wie er gekommen.

„Jetzt kann es mir einerlei ſein, ob ſein Nachbar mich ſieht, oder nicht,“ ſagt er noch zu ſich ſelbſt. „Einen franzöſiſchen Rothrock und den künftigen Herrn von Beuren wird er unter dem alten Habit nicht vermuthen, noch errathen.“

Nun beginnt er, unbekümmert um den Weg, den Bergrücken emporzuſteigen.

Bei dem Nebenhauſe ſtand währenddem der Nachbar Rickes. Er hatte allerdings nach dem Hauſe des Fiſchers geſchaut und nun auch geſehen, wie Jemand, der nur der Joſt ſein konnte, heraustrat und ſich entfernte. Doch bald blickte er erſtaunt auf die Geſtalt in dem wohlbekannten Mantel und murmelte:

„Sonderbar! Der Fiſcher-Joſt will doch nach Cröv,

und nun klettert er den Berg hinauf nach der ſchwarzen Mauer und dem Montroyal!“

Hierauf verließ er kopfſchüttelnd ſeine Stelle und kehrte in das Haus zurück. —

Doch der Fiſcher-Joſt ſaß noch immer in der Schlafkammer vor dem Krankenbette, unbeweglich und immerfort auf das todtbleiche Antlitz ſeines Weibes ſchauend, immer ängſtlicher auf die Athemzüge horchend, die er endlich gar nicht mehr zu hören glaubte.

Viertes Kapitel.

Eine Nacht in den Trümmern Montroyals.

Eine Weile war Wenz bergan geſtiegen; hinter der ſogenannten „ſchwarzen Mauer“, ein Ueberreſt der Befeſtigungen Montroyals, bog er rechts ab und langte bald an eine Stelle, wo zwiſchen Felsblöcken und Mauertrümmern eine Quelle aus dem Boden rieſelte. Einige Bäume umgaben den Platz, der am Tage recht einladend ſein mochte, doch in der Mondnacht von einer faſt unheimlichen Stille war. Hier hatte der Dragoner ſein Pferd untergebracht. Ohne Aufenthalt nahm er das Thier beim Zügel, und es führend, ſtieg er die Höhe vollends hinan.

„Noch eine Stunde habe ich vor mir, bis er kommt,“ murmelte Wenz im Gehen, „und Zeit genug, um die

Stelle wiederzufinden, die dem Knaben ſo oft als Schlupfwinkel gedient. Es iſt zum Teufelholen! zwanzig Jahre bin ich weggeweſen, kehre in der Nacht zurück und erkenne Alles wieder, was ich ſehe: Menſchen und Orte. Doch mich ſollen ſie hier ſobald nicht wiederſehen; in den Beurenhof will ich mich lieber vergraben und vor allen Dingen die Leute hieſiger Gegend mir fern zu halten ſuchen. Auch werde ich reich genug ſein, um mich ein wenig im deutſchen Reiche umzuſehen — wenn ich dabei nur nicht befürchten müßte, einem alten Bekannten, oder was noch gefährlicher wäre, einem früheren Vorgeſetzten zu begegnen. Doch das Alles findet ſich — vorerſt die nöthige Arbeit gethan!" —

Die Höhe des Berges hatte er erreicht; noch mußte er ſich mit ſeinem Gaul durch Steinmaſſen und über Gerölle fort arbeiten, dann befand er ſich mitten im Bereich der Ruinen Montroyal's. Zur Seite rechts zogen ſich die Mauerreſte und Trümmerhaufen bergartig in weitem Bogen zuſammen, die ehemalige Feſtung nach der Landſeite zu abſchließend. Dieſer Theil der Ruinen lag in tiefem Schatten, während das kahle unebene Plateau

und die übrigen Reſte der früheren Umwallung von dem fahlen Lichte des Mondes beſchienen wurden und in der Ferne ſonderbare, faſt geſpenſtiſche Formen annahmen. Nach der dunklen Seite zog Wenz den Gaul. Eine weite Lücke zeigte ſich jetzt in dem Mauerwerk; es war die Stelle, wo das zweite Thor der Feſtung ſich befunden, und von hier aus konnte man hinaus in das Land ſchauen.

„Das iſt der Weg, den er kommen muß," flüſterte der Dragoner und ſeine blitzenden Augen ſpähten ſcharf in die vom Monde matt erhellte Ferne. Nichts war zu ſehen, Todtenſtille herrſchte auf dem öden Trümmerfelde wie draußen in der ſich nebelhaft ausbreitenden Landſchaft. Weiter ſchritt er mit dem Gaul im Schatten der Steinhaufen dahin. Auf letztere richtete Wenz nun ſein Hauptaugenmerk. Bald hatte er eine Stelle gefunden, wo gewaltige Mauerbrocken zerſtreut umherlagen. Hier brachte er das Pferd unter, und in einer Weiſe, daß man am hellen Tage das Thier von dem Plateau aus nicht hätte bemerken können. Den Zügel befeſtigte er um einen lang

hervorragenden Stein, dann ſetzte er ſeine Suche in den Ruinen fort.

Haſtig kletterte er auf den Trümmern auf und nieder, hier einen der Steine hebend, dort mit ſeinem Degen verſuchend zwiſchen ihnen einzudringen. Endlich wurde ein unterdrückter Freudenruf hörbar. Wenz hatte gefunden, was er geſucht, eine ſchmale, doch tiefe Oeffnung zeigte ſich ihm zwiſchen den Steinen. Raſch entfernte er das umliegende Gerölle, einige größere Mauerbrocken und bald gähnte ihm eine ſchwarzdunkle Höhlung entgegen, wohl ein Gewölbe der Feſtungswerke, das nicht vollends eingeſtürzt war.

„Ich wußte wohl, daß ich den Satanskeller wiederfinden würde, in den ich als Knabe ſo oft niedergeſtiegen, um mich zu verſtecken. Jetzt auf meinen Poſten — er kann nicht mehr weit ſein.“

So murmelte Wenz, dann kehrte er raſch zu dem Gaul zurück, der ſich inzwiſchen auf den ſteinigen Boden niedergelegt und es ſich ſo bequem als möglich gemacht hatte. Aus den Satteltaſchen holte der Dragoner ſeine beiden langen Piſtolen, ein Lederſäckchen mit Munition hervor,

unterſuchte Ladung und die Steinſchlöſſer und ſchüttete friſches Pulver auf die Pfanne; dann nahm er den Mantel ſeines Bruders, den er vorhin abgeworfen, wieder vom Boden, hüllte ſich lachend hinein, indem er ſagte:

„In dem grauen Rock des Alten vermag ich mich ſo nah als möglich an den Eingang heranzuſchleichen und brauche nicht zu befürchten, daß er mich erſpäht, die rothe Uniform hätte mich verrathen können.“

Nun trat er aus den Ruinen hervor, um nach der breiten Oeffnung in den Mauertrümmern zu gehen, doch nach den erſten Schritten hielt er erſchrocken inne.

In der Ferne war deutlich durch die nächtliche Stille der Hufſchlag eines Pferdes vernehmbar, doch nicht gleichmäßig klang der Schall, ſondern in unregelmäßigen Pauſen.

„Haha!“ lachte Wenz, der ſeine Ruhe ſofort wiedergefunden, vor ſich hin. „Er kann nicht mehr weiter! Ich habe den Huf ſeines Gauls mit einem Nagel geſpickt. Das arme Thier dauert mich, doch ſoll es bald erlöſt werden.“

Nun kauerte er ſich hinter einen Steinhaufen nieder,

nicht weit von der Stelle, wo der langſam Näherkommende vorbei mußte. Alſo gedeckt und in tiefem Schatten war er ſicher, nicht bemerkt zu werden, und mit größter Kaltblütigkeit begann er ſeine beiden langen Reiterpiſtolen ſchußfertig zu machen. Dann ſuchte er prüfend einen paſſenden Platz auf den Steinen, wo er die Waffe auflegen konnte, und ſcharf horchend erwartete er ſein Opfer.

In dieſem Augenblick, wo er im Begriff ſtand, eine furchtbare That zu begehen, regte ſich wohl zum letztenmal das Gewiſſen des harten Menſchen, doch mußte er das, was es ihm ſagte, raſch in die Flucht geſchlagen haben, denn er wiederholte mit verächtlichem Tone die Worte, die er ſchon einmal ausgeſprochen: — „Einer mehr oder weniger, was liegt daran?!“ —

Der Hufſchlag des hinkenden Pferdes war immer deutlicher geworden; auf die klaffende Oeffnung in den Ruinen bewegte ſich der Reiter zu. Es war in der That der Capitain von Beuren, der, ſeinem lahmen Thiere, dem endloſen Wege und ſeinem davongerittenen Diener fluchend, ſich langſam dem vermeintlichen Ziel ſeines Rittes näherte. Von der letzten Halteſtelle und beſonders von dem Augen-

blick an, wo Wenz ihn verlaſſen, war es mit dem Gaul immer ſchlimmer gegangen. Er hatte bei anſteigendem Terrain ſogar abſteigen und das arme Thier führen müſſen. Wäre Wenz bei ihm geweſen, ſo hätte von Beuren zum wenigſten deſſen Gaul beſteigen und voraus nach Traben reiten können! Doch jetzt gab es keinen andern Ausweg, als ſo gut, oder vielmehr ſo langſam als möglich weiter zu reiten, denn auf dem nackten Felde konnte er die Nacht doch nicht liegen bleiben und ein Dorf war auf dem endloſen Hochplateau, trotz des fahlen Mondlichts, nicht zu erſpähen. Der Unmuth des Capitäns war zu ſtillem Grimm geworden, der ſich kaum in etwas legen wollte, als er endlich die ihm bekannten Ruinen Montroyals vor ſich ſah und ſich nicht mehr weit von Traben wußte.

Langſam durchritt Herr von Beuren die Trümmer der Baſtionen und vor ihm lag das öde ſteinige Bereich der ehemaligen Stadt und Feſtung, vom Mondlicht unheimlich beleuchtet. Einen Anflug von Bangen mußte er ſpüren, denn ſeine Hand fuhr unwillkürlich nach den Piſtolen in der Satteltaſche, während ſein Auge ſcharf

über die fahlerhellte Fläche, wie über die in dunkle Schatten gehüllten Steinmaſſen ſchweifte.

Da tönte durch die tiefe Stille das helle Wiehern eines Gauls; aus den Ruinen zur Seite kam es her.

Es war das Pferd des Dragoners, welches wahrſcheinlich das Näherkommen ſeines Stallgenoſſen gewittert hatte. —

Reiter und Gaul hielten inne.

Das lahme Thier ſpitzte die Ohren und Herr von Beuren, der das Wiehern deutlich gehört, wohl auch erkannt hatte, machte überraſcht eine Wendung nach der Seite hin und wollte rufen.

In demſelben Augenblicke blitzte es in den Mauertrümmern zunächſt des Eingangs auf. Ein Schuß krachte, der die Echo in den Ruinen wie in den Bergen des Moſelthals ringsum wach rief.

Der Capitain zuckte jählings auf ſeinem Gaul zuſammen, die Hand, welche an den Piſtolen lag, fuhr nach der Bruſt, dann ſank er lautlos, wie eine ſchwere Maſſe, rücklings vom Pferde und zu Boden.

„Das wäre gethan!“ keuchte der Mann hinter den

Steintrümmern. Dann griff er haſtig nach der zweiten Piſtole und verließ ſein Verſteck. Den dunklen Mantel warf er weg und mit wenigen Sprüngen war er bei dem am Boden Liegenden.

Herr von Beuren rührte ſich nicht mehr.

Die Hand legte Wenz ihm auf das Herz — welches nicht mehr ſchlug — den Arm hob er prüfend empor, dann murmelte er: „Todt! — ein Kernſchuß mitten durch's Herz. Jetzt an die Arbeit und raſch! Das Teufelsding hier hat einen wahren Höllenlärm gemacht und deshalb heißt es eilen!“

Er verſuchte den todten Körper zu heben und fortzuſchleppen, doch bald ließ er von dieſem Beginnen ab, indem er ſagte:

„Es geht nicht! Lade ich ihn auf, ſo wird mich ſein Blut beſudeln und verrathen. Den Körper fortzuſchleifen iſt auch nicht rathſam, man würde der Spur, die er hinterlaſſen muß und die zu verwiſchen ich keine Zeit habe, folgen können, den Verſteck und Alles finden, und das wäre gefährlich. — Nein, ich muß es anders machen und dann — darauf ankommen laſſen.“

Jetzt begann Wenz haſtig den Todten zu entkleiden. Die blutbefleckte Uniform breitete er auf dem Boden aus und legte ſämmtliche übrigen Kleidungsſtücke ſammt den Reiterſtiefeln darauf. Nur Hut und Degen mit dem Bandelier ſonderte er ab. Dann trat er zu dem Gaul, der unbeweglich ſtehen geblieben war, und ſchirrte ihn ab. Den Mantelſack warf er bei Seite, Sattel, Piſtolenhalfter und Riemenzeug legte er zu den Kleidungsſtücken des Capitains und ſchlug dann Alles ſo gut als möglich zu einem Bündel zuſammen, das er erfaßte. Noch ſchaute er ſuchend umher, ob er nichts vergeſſen, dann eilte er flüchtigen Fußes nach der Stelle der Ruinen, die er früher ſo mühſam geſucht. Dort angelangt warf er die blutbefleckten Kleidungsſtücke ſammt dem Pferdegeſchirr, ſeinen eigenen Hut und Degen in die ſchwarzdunkle Höhlung und begann nun dieſe wieder mit großen Steinen und Mauerbrocken zu bedecken. Keuchend vollbrachte er die nicht leichte Arbeit, welche endlich zu ſeiner Zufriedenheit gelungen ſein mochte, denn er murmelte mit unheimlich klingendem Ton:

„So, die Zeugen dieſer Nacht wären gut aufgehoben!

Wenn ich ſelbſt ſie wieder ausgraben wollte, es dürfte mir kaum gelingen."

Jezt eilte er zu ſeinem eigenen Gaul, zog ihn aus dem Verſteck und nach der Stelle der blutigen That. Zuerſt reinigte er ſeine blutbefleckten Hände an dem Mantelrock, der ihn ſo gut geborgen, und warf dieſen dann hinter die Steintrümmer. Den Treſſenhut des todten Capitäns ſetzte er ſich keck auf das Haupt, den Degen mit dem Bandelier hing er um, dann ſteckte er die Piſtolen wieder in die Satteltaſchen ſeines Pferdes und ſchnallte den Mantelſack des Herrn von Beuren auf den ſeinigen. Was er that, geſchah mit einer ſolchen ruhigen Sicherheit, die nur zu deutlich zeigte, daß er an Alles gedacht, die entſetzliche That lange und eifrig überlegt hatte.

Nachdem ſein eigenes Pferd zum Beſteigen bereit ſtand, trat er auf den Gaul des Capitains zu, der jeder Laſt entledigt, durch anhaltendes Bäumen und Schütteln des Nackens ſeine Behaglichkeit kund gab. Das linke Hinterbein hob er empor — das Thier ließ es ruhig geſchehen — und mit einem kleinen Inſtrument arbeitete er

Bayerische Staatsbibliothek München

eine kurze Weile an dem kranken Huf. Endlich ließ er das Bein ſinken, gab dem Gaul die Richtung nach dem Ausgang der Ruinen und ſagte: „Armes Thier, nun wäreſt Du Deiner Schmerzen ledig! Jetzt laufe — meinetwegen dorthin, woher Du gekommen biſt.“

Zugleich gab er ihm mit der Degenſcheide einen heftigen Schlag in die Weichen. Das Pferd bäumte ſich hoch auf, dann lief es den Weg zurück, durch die Maueröffnung und weiter hinaus in das Land.

Ohne noch einen Blick auf den blutigen, faſt nackten Körper ſeines Opfers zu werfen, beſtieg Wenz ſeinen Gaul und trabte auf gleichem Wege davon, vor den Ruinen die Richtung nach dem etwa zwei Stunden entfernt liegenden Uerzig einſchlagend.

Stolz dehnte und reckte ſich der gewaltthätige Mann auf dem raſch dahintrabenden Pferde, ohne Furcht vor dem Verbrechen, das er ſoeben begangen. Nur ein Gedanke beherrſchte ihn, dies ſagten die mächtigen Athemzüge der breiten Bruſt, das Blitzen des dunklen Auges. Dieſe entſetzliche ſelbſtzufriedene Erregtheit ſteigerte ſich endlich

derart, daß er ſich Luft machen mußte und mit einem Tone, der wie der heiſere Siegesſchrei des Böſen klang, rief er:

„Le roi est mort — vive le roi! — Der neue Herr von Beuren zieht ein in ſein Reich!“ —

Fünftes Capitel.

Zu ſchwer heimgeſucht.

Die Sonne war am andern Morgen über dem Hochplateau des Hunsrück erſchienen und ſandte ihre erſten Strahlen hinab in das Moſelthal. Durch die ſchmalen Fenſteröffnungen in den gewaltigen Mauern der Wohnung des Fiſcher-Joſt drang der goldene Schein in die Krankenſtube, wo Joſt noch immer an derſelben Stelle wie am geſtrigen Abend weilte, noch immer die Hand ſeines Weibes hielt. Auch der arme gequälte Mann war endlich matt und müde eingeſchlafen, nun weckten ihn die erſten Sonnenſtrahlen, ihn und das Kind. Die Kleine, die etwa drei Monate alt war, begann laut zu weinen, und Joſt fuhr empor. Zuſammenſchreckend ließ er zugleich die Hand ſeines Weibes fahren, denn erwachend vermeinte er etwas

Eiskaltes erfaßt und gehalten zu haben. Schwer ſank der Arm der Frau über den Rand des Bettes nieder. Still mit halbgeſchloſſenen Augen, die faſt blauen Lippen leicht geöffnet, lag ſie da. Das Antlitz war noch bleicher geworden, die Wangen erſchienen noch hohler denn geſtern und eine unſägliche Furcht erfaßte den Mann. Er hörte das Weinen ſeines Kindes nicht, denn all ſein Denken war auf die unbewegliche Geſtalt der Frau gerichtet, die ja ſein Alles war, und immer mächtiger dämmerte es in ihm auf, daß ſie von ihm gegangen ſei — ohne Abſchied, für immer und ewig! — Das Herz begann ſich ihm krampfhaft zuſammen zu ziehen; es drängte ihn zu rufen und er vermochte es nicht, eine Bewegung zu machen und kein Glied wollte ſich rühren. Endlich löſte ſich ſeine Starrheit, helle Thränen rieſelten über die gebräunten Wangen und ſchluchzend ſchrie er auf: „Ammi! — Ammi!“ —

Doch keine Antwort wurde ihm. Unbeweglich, kalt und marmorbleich lag ſein Weib vor ihm da.

Jetzt ergriff er die herabhängende Hand — o, nur zu eiskalt war ſie und bis an ſein Herz ſpürte er die Be-

rührung — über ihren Mund, ihre Bruſt neigte er ſich — vergebens! — kein Athemzug war zu hören. Sein Weib war todt.

Nun machte ſich der Jammer des armen Mannes in herzzerreißendem Rufen nach der Geſchiedenen, durch von Schluchzen unterbrochene Wehklagen, Luft. Durch die Stube rann er händeringend, um immer wieder zu dem Lager der Todten zurückzukehren, bis er endlich matt und gebrochen auf den Schemel ſank, das Geſicht in beide Hände barg und ſtill zu weinen begann.

Der erſte gewaltige Schmerz, gegen den es keinen Widerſtand gab, war vorüber, wenn auch nicht beſiegt.

Nun wurde das leiſe Weinen des Kindes vernehmbar, welches die Wehklagen des Mannes bis jetzt übertönt hatten.

Kaum hatte Joſt das Weinen des Kindes erkannt, als er, wie von einem Hoffnungsſtrahl berührt, ſich erhob und die Kleine aus den Decken nahm. Sein thränengefülltes Auge richtete der Mann auf das Kind, welches jetzt ſein Weinen einſtellte und den Vater mit ſeinem lieben Geſichtchen und den hellen blauen Aeuglein anlächelte.

Das wehe Weinen und Schluchzen des Mannes ging faſt in ein freudiges über, die Wangen des Kindes küßte er und ſtammelte:

„Nein — allein hat ſie mich doch nicht auf der Erde zurückgelaſſen! — Du bleibſt mir, Ammi — und in Dir will ich die Mutter lieben, bis auch ich — ihr folgen darf.“

Jetzt aber trat der Schmerz wieder in ſeine Rechte und neue Thränen weinten ſeine Augen, die auf das Kind, welches er noch immer in ſeinen Armen hielt und küßte, niederfielen.

Durch die Erregtheit des Vaters geſchreckt, wohl auch nach Nahrung verlangend, begann das Kind von Neuem und diesmal heftig zu weinen.

Einen Augenblick ſchien Joſt verwirrt, doch raſch faßte er ſich, hüllte die Kleine in eine der Decken und ſchickte ſich an, mit ihr die Stube zu verlaſſen. Vorher warf er noch einen Blick auf die Todte und rief dieſer gleichſam zu:

„Schlafe ruhig, armes Weib — ich will Ammi nur zu unſerer Nachbarin bringen — die wird ſtatt Deiner

und gerne für das Kind ſorgen, bis es Deine Schweſter, die Marei thut. — Bald bin ich wieder bei Dir!“

Dann eilte er mit der Kleinen hinweg.

Etwa hundert Schritte von Joſt's Hauſe entfernt lag das kleine Gehöft des Holländer-Rickes, an welches ſich dann die andern wenigen Häuſer des Ortes reihten. Bald hatte er die Wohnung des Nachbars erreicht. Der Holländer-Rickes war nicht daheim, wohl aber deſſen Frau. Kaum hatte dieſe vernommen, welch ein entſetzliches Unglück den armen Fiſcher-Joſt betroffen, als ſie voll Mitleid das Kind auf ihre Arme nahm, es herzte uad küßte und mit guten Worten, die dem Vater zu wahrem Balſam wurden, verſprach, für die Kleine während dieſer harten Zeit zu ſorgen, ſo gut, als ſei die Ammi ihr eigenes Kind, und ſo lange, bis die Marei, welche dem Nachbar wohl beiſtehen werde, von Zeltingen herüberkommen könne.

Nachdem die gutmüthige Moſelerin dies und noch manches gutgemeinte Wort des Troſtes dem ſo ſchwer heimgeſuchten Manne geſagt, ihm auch verſprochen, irgend Jemand, oder den Rickes, ſobald er wieder heimgekehrt, zu der Marei und dem Herrn Pfarrer zu ſchicken, wollte

Joſt ſich entfernen. Da hielt ihn die Frau noch einen Augenblick auf, indem ſie ſagte:

„Nun kann ich mir auch denken, weshalb Ihr nicht mit auf den Berg gegangen. Mein Mann und noch viele Andere ſind ſchon ſeit dem Morgengrauen nach dem Montroyal. Es muß etwas paſſirt ſein, ſonſt wären ſie ſchon längſt wieder hier.“

Joſt, der ſchon auf der Schwelle ſtand, wandte ſich fragend um.

„Dann habt Ihr auch nicht einmal den Schuß gehört, der heute Nacht, ſo gegen zwölf Uhr, dort oben abgefeuert wurde?“ fuhr die Frau fort. „Wir Beide, mein Mann und ich, ſind über den Knall, der weit und breit im Thal zu hören war, erwacht und auch nicht wenig erſchrocken. Mein Mann meinte, es müſſe auf dem Montroyal geweſen ſein, er wollte ſogar heute früh, bevor er auf den Berg ging, bei Euch anklopfen, um nachzuſehen, ob Euch nichts paſſirt ſei, denn Ihr waret ja in dieſer Nacht in Crövo bei dem Kräuter-Juppi?“

„Ich bin nicht dort geweſen,“ entgegnete Joſt, dem in dieſem Augenblick ganz Anderes auf dem Herzen und

im Sinne lag, mit leiſem, gedrücktem Tone. „Ich habe die ganze Nacht auf einem Schemel vor dem Bette meiner armen Frau geſeſſen. Ihre Hand hielt ich, die in der meinigen eiskalt geworden.“

Nun wandte er den Kopf nnd ließ ihn auf die Bruſt niederſinken, um die auf's Neue hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Die Frau des Holländer-Rickes ſchaute ihn mit einem befremdenden Blick und faſt erſchrocken an, dann ſagte ſie:

„Das iſt ſonderbar! Mein Mann hat Euch doch geſtern Abend, gegen zehn Uhr, den Berg und nach der ſchwarzen Mauer zu hinaufſteigen ſehen.“ —

„Er hat ſich geirrt,“ erwiderte Joſt in früherer Weiſe. „Ich bin nicht aus dem Hauſe gekommen und habe auch keinen Schuß gehört.“ Dann richtete er mit einem ſchweren, bangen Seufzer den Blick wieder auf das Kind, das er noch einmal in ſeine Arme nahm und weinend küßte. Noch drückte er der Frau, die ihn immer verlegener anſchaute, ſtumm, doch beredt die Hand und verließ das Haus, um mit eiligen Schritten nach ſeiner eigenen,

nun ſo öden Wohnung zurückzukehren, in ihrer Einſamkeit ſich auszuweinen.

Kopfſchüttelnd ſchaute die Frau ihm nach, da wurde ſie durch das erneuerte Weinen des Kindes aus ihren eigenthümlichen Gedanken geriſſen und an die nun einmal übernommenen Pflichten gemahnt. Ein Liedchen trällernd, womit ſie ihre eigenen Kinder, da jene noch klein geweſen, beruhigt, trat ſie in die Stube zurück, die zugleich als Schlafkammer diente, um auf dem Heerde ein Süppchen für die arme mutterloſe Kleine zu bereiten. —

Joſt iſt in ſein Haus zurückgekehrt.

Aus der vorderen Stube nimmt er lautlos und gemeſſen das Bild der Mutter Gottes von der Mauer und einige geweihte Palmzweige, die dort ſtecken, dann macht er ein kleines kupfernes Lämpchen zurecht, das ſchon durch ſeine Form ſich als nicht für den gewöhnlichen Gebrauch beſtimmt ankündigt: es iſt das Todtenlämpchen, welches ſchon am Sterbebette ſeiner längſt heimgegangenen Eltern gebrannt. Er zündet es an und ſtellt es auf den Tiſch in der Schlafkammer, über den er vorher ein reines weißes Tuch gebreitet. Das Bild der Mutter Gottes richtet er vor

dem kleinen Lichtchen auf, legt die geweihten Zweige kreuzweiſe davor und rückt dann den zu einem beſcheidenen Altar umgewandelten Tiſch vollends an das Kopfende des Bettes. Jetzt holt er ein kleines ſchwarzes Kruzifix mit dem Bilde des Erlöſers von der Wand über dem Lager herab und wendet ſich zu der Todten.

Mit der bisherigen erzwungenen Ruhe des Mannes iſt es in dieſem harten Augenblick vorbei. Laut jammernd wirft er ſich auf das Lager, die Hand der Todten ergreifend, ſie mit ſeinen Küſſen bedeckend, mit ſeinen Thränen benetzend. Eine lange Weile bleibt er alſo liegen. Sein lautes heftiges Schluchzen geht endlich in ein ſtilles Weinen über, dann tritt wieder Ruhe ein. Jetzt erhebt Joſt den Kopf, er hat ſich in ſoweit gefaßt, um das, was ihm noch zu thun obliegt, zu vollenden.

Die beiden Arme der Todten legt er auf die Decke, faltet die mageren Hände, zwiſchen deren Finger er das kleine Kruzifix geſteckt. Er ſchließt die ſtarren Augen vollends, drückt einen letzten Abſchiedskuß auf die kalte Stirne, dann richtet er ſich, ſeinem Schmerz und ſeinen Thränen gewaltſam Einhalt gebietend, hoch empor. Mit

feierlicher Geberde macht er dreimal das Zeichen des Kreuzes über das bleiche ſtarre Antlitz, indem er dazu betet:

„Ruhe in Frieden, bis zu dem Tage der Auferſtehung, wo wir Alle uns wiederſehen werden! — Baue auf Gottes Gnade, deren auch wir ſo bedürftig ſind! — Aus den Himmeln ſchaue gereinigt nieder auf mich und — Dein Kind, bis auch wir erlöſt und für ewig mit Dir vereinigt werden! — Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes — Amen!“

Jetzt tritt der Mann einen Schritt von dem Lager und der Todten zurück, die er durch ſein Thun, ſeine Worte geweiht und nun gleichſam geheiligt glaubt; auf beide Knie fällt er nieder, faltet die Hände und beginnt leiſe zu beten. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine lange Zeit iſt verfloſſen und noch immer kniet Joſt betend vor dem Lager. Tiefe Stille herrſcht in dem ſteinernen Hauſe, wie draußen in dem Moſelthale. Da wird es plötzlich am andern Ende des Ortes lebendig. Von Traben kommt eine Menge Leute laut redend und heftig geſtikulirend in raſchem Zuge daher. An ihrer

Spitze ſchreitet ein Mann in einem brauntuchenen Bratenrock, mit mächtigem Dreiſpitz auf dem gepuderten Haupte und einem hohen ſpaniſchen Rohrſtock in der Hand. Sein Geſicht iſt mehr als geröthet, ob von Natur, oder durch den ſcharfen Gang und die Aufregung, iſt in dieſem Augenblick nicht wohl zu entſcheiden. Neben ihm trabt der Holländer-Rickes, in wo möglich noch größerer Aufregung, doch mit einer gewiſſen Ehrfurcht auf Den mit dem ſpaniſchen Rohre, der demnach eine gewaltige Perſonage ſein muß, hineinſprechend. Aus allen Häuſern Kewenigs kommen die Bewohner hervor; ihnen muß eine merkwürdige Mittheilung gemacht werden, denn Ausrufe, Geberden des Erſtaunens und Schreckens werden hör- und ſichtbar. Immer weiter wälzt ſich der Zug, der ſtets neuen Zuwachs erhält und immer lauter wird. Durch das ganze Dorf geht es, am Hauſe des Holländer-Rickes vorbei. Dort iſt die Frau mit der kleinen Ammi auf dem Arme unter die Hausthüre getreten. Ihr furchtbar erhitzter Mann bleibt einen Augenblick zurück, um ihr eine Mittheilung zu machen. Jetzt ſtößt die Frau einen lauten Schreckensſchrei aus, drückt das Kind gleichſam ſchützend

an ihre Bruſt und eilt in das Haus zurück, während der Rickes in vollem Lauf den Uebrigen nacheilt, die bereits bei der Wohnung des Fiſcher-Joſt, die das Ziel ſein muß, angelangt ſind. Zugleich mit dem ſtattlichen Manne in dem brauntuchenen Habit vermag der Nachbar das Haus zu betreten.

Joſt hatte wohl nach und nach das wirre Getöſe der verſchiedenen Stimmen gehört, die ſich immer mehr ſeiner Wohnung näherten, doch anfänglich nicht darauf geachtet. Endlich konnte er einzelne Worte vernehmen und wie vom Blitz berührt fuhr er vom Boden auf und ſtarrte nach dem Eingang ſeines Hauſes. Was er gehört, vermochte er nicht zu faſſen, es war zu entſetzlich.

In dieſem Augenblick betrat der Anführer des Zuges mit dem Holländer-Rickes das Haus, gefolgt von der Menge, deren lautes tumultuariſches Rufen und Sprechen zu einem dumpfen Murmeln geworden war. Jetzt ſtand der Mann mit dem Rohrſtock unter der Thüre der Schlafſtube und Joſt erblickend ſchrie er, während ſein ſchweißtriefendes Antlitz faſt kirſchbraun wurde:

„Da iſt er! — Ergreift ihn, Ihr Leute — bindet ihn!“

Joſt trat einen Schritt bei Seite, dann deutete er auf die Leiche ſeiner Frau und ſagte mit feſter Stimme:

„Ruhe! — Sie iſt todt!“

Der Andere wich beim Anblick der bleichen Todten erſchrocken zurück. Auch die Menge verſtummte vollends. Da ertönte plötzlich eine Stimme aus der vorderen Stube, die da rief:

„Seht her! — da liegt die Mordwaffe am Boden; ein neuer Beweis!“

Dieſe Worte brachen den Bann und Verwünſchungen, Schreckensrufe und Drohworte wurden wieder in wirrem Durcheinander laut. Der Mann in dem Tuchhabit wollte vortreten, ſeinen Befehl erneuern, als Joſt außer ſich, ihn gewaltſam zurückdrängte, dann ſelbſt in die vordere Stube trat. Die Thüre des Zimmers der Todten hinter ſich ſchließend, rief er jetzt mit hoch emporgerichtetem Haupte und blitzenden Augen:

„Was ſucht Ihr hier und was wollt Ihr von mir?“

Der Weißgepuderte ſchien ſich jetzt von ſeinem Erſtaunen, ſeiner Entrüſtung über die ihm widerfahrene Unbill in ſo weit erholt zu haben, daß er wieder reden, oder

doch ſchreien konnte, denn mit vor Zorn bebender Stimme kreiſchte er:

„Dich, Mörder, ſuchen wir und weitere Beweiſe Deiner Blutthat, und Beides haben wir — Gott ſei's gedankt! — auch gefunden.“

Zugleich hielt er die alte Muskete, welche einer der Anweſenden unter der Bank am Boden entdeckt und ihm gereicht hatte, hoch empor.

Joſt traute ſeinen Sinnen nicht. Wirr wurde es ihm im Kopfe und mit beiden Händen griff er nach der Stirne, um ſich zu überzeugen, ob er wirklich wache, oder all das Schreckliche, was in den wenigen Stunden ihn betroffen, nur geträumt. Er wollte reden, ſich vertheidigen, ſagen, daß er die alte Waffe geſtern Abend, da er ſeinen Rock vom Nagel genommen, um nach Crövo zu gehen, herabgeworfen, doch er vermochte es kaum und nur ſtotternd brachte er ſeine Gegenrede vor.

Da ſchrie plötzlich der Andere mit triumphirender Stimme:

„Habt Ihr's gehört, Ihr Leute! Er hat geſtanden. — Er war in der Nacht in Crövo und auf dem Montroyal

— der Holländer-Rickes hat Recht gehabt. Er iſt der Thäter! Kein Zweifel mehr! — Ergreift ihn — knebelt ihn!“

Der arme Mann fühlte ſich gebrochen an Geiſt und Körper. „Zu ſchwer heimgeſucht!“ murmelte er noch vor ſich hin, dann ließ er Alles willenlos mit ſich geſchehen. Man band ihm mit Stricken die Hände auf den Rücken und nach wenigen Augenblicken wurde er aus ſeinem Hauſe davon geführt, durch die Gaſſe des Dorfes, weiter nach Traben zu, immerfort von der tobenden, ihn verwünſchenden Menge umringt, um in Trarbach in den Thurm, das Gefängniß für Verbrecher in Sponheim'ſchen Landen, geworfen zu werden.

Sechstes Capitel.

Der Maleficant.

Das heilige römiſche Reich deutſcher Nation beſaß Anno damals eine ſo überreiche Zahl kleiner Staaten und Herrſchaften, daß auf einer Landkarte jener Zeit deren Namen allein ganze Länder bedecken, Städte und Dörfer Berge und Flüſſe verdrängen, als ob der „Titul" allein die Hauptſache geweſen. Wie Lappen und Läppchen auf dem aus bunten Stücken zuſammengeſetzten Kaiſermantel nehmen ſie ſich aus, nur loſe darauf geflickt, mit dem großen Ganzen verbunden. So war es auch, denn jeder, auch der allerkleinſte Potentat, dünkte ſich mächtiger als der deutſch-römiſche Kaiſer ſelbſt. Daß unter ſolchen Verhältniſſen Streitigkeiten aller Art unter den großen und kleinen Nachbarn entſtehen mußten, konnte nicht ausbleiben,

und wenn Kaiſer und Reich ſich mit andern Mächten, oder auch untereinander ſchlugen und bekriegten, ſo ſtritten die Kleinen nicht minder heftig miteinander, wenn auch nicht immer mit Degen und Schießgewehr, doch dafür mit ſcharfer Feder, in Proceſſen, die oft ganze Jahrhunderte dauerten.

Alles dies findet ſich auf dem kleinen Fleckchen Erde, das den Schauplatz unſerer Erzählung bildet, beiſammen und noch dazu in ebenſo origineller wie characteriſtiſcher Form.

Tief in die chur-trier'ſchen Lande ragte die reichsunmittelbare Grafſchaft Sponheim hinein, zu welcher Trarbach und der Trabener Berg gehörten. Jahrhunderte lang ein Streitobject ihrer Nachbarn, theilten ſich zur Zeit die Markgrafen von Baden und Herzoge von Pfalz-Zweibrücken in ihren Beſitz, während Chur-Trier ſich die Lehnsherrlichkeit über Trarbach und andere Theile des Ländchens angeeignet hatte. In dieſer „hintern Grafſchaft Sponheim" und an ihrer Grenze lagen mehrere Ortſchaften, die als Ganzes einen der abſonderlichſten Beſtandtheile des deutſchen Reiches bildeten. Es war das ſogenannte

„Crövder Reich", mit ſeiner Hauptſtadt „Crövd", einem Dörfchen von damals vielleicht hundert und einigen Häuſern und etwa fünfhundert Einwohnern, zu dem noch verſchiedene Dörfer und Höfe, unter Andern auch das Dorf Kewenig gehörten. Ein Allodium (freies Gut) der Carolinger, wurde der kleine Landcomplex nach Erlöſchen jenes Stammes eine Reichsdomaine, kam dann an Sponheim, um ebenfalls Jahrhunderte lang ein Streit- und Prozeß-Object zwiſchen den Herren der Sponheimer Grafſchaft und Chur-Trier zu werden. Im Laufe der Zeit hatte ſich indeſſen der Beſitzſtand derart geregelt — während der Prozeß ſeinen Jahrhundert langen Gang fortging — daß Sponheim die Landeshoheit, Chur-Trier die Voigtei nebſt der Gerichtsbarkeit über das Crövder Reich ausübten. Nicht genug damit, lagen noch ganz in der Nähe zwei Ortſchaften, die Chur-Köln gehörten: Zeltingen und Rachtig, die wieder ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten und noch zum Ueberfluß eine Freiſtatt bildeten für etwaige durch den churtrier'ſchen Vogt oder den Sponheim'ſchen Schultheiß verurtheilte Miſſethäter. Es waren Verhältniſſe ſo verwirrt und kraus, wie die Locken der gewaltigen Allongen, welche

die großmächtigen, geiſtlichen und weltlichen Herren und Gebieter der kleinen Landesſtrecken trugen, die erſt durch die franzöſiſche Revolution und Occupation der Moſellande einen endlichen und zugleich äußerſt raſchen Abſchluß finden ſollten.

Während nun in Trarbach ein Sponheim'ſcher Schultheiß das Regiment führte, die Steuern eintrieb und Urtheil ſprach, ſtand Letzteres im Cröver Reich dem chur-trier'ſchen-Vogt zu, was zu den ſeltſamſten Verwicklungen Anlaß gab — wie wir dies im Verlauf unſerer Erzählung, zu der wir nach der kleinen doch nothwendigen Abſchweifung zurückkehren, ſehen werden.

Den von Wenz in der Nacht abgefeuerten Schuß hatte man an verſchiedenen Orten vernehmen können, in Kewenig, an dem linken Abhange des Trabener Berges gelegen, wie auch in dem Dörfchen Rißbach, auf der entgegengeſetzten Seite, da wo die Moſel von Wolff und Cröv herkommt, um in ſtundenlangem Bogen Montroyal zu umfließen. In beiden Orten wurde der Knall und ſein mehrfaches Echo auch von verſchiedenen Leuten gehört, und da zur Zeit die Lande an der Moſel vom Kriege frei

waren, ſo mußte der Schuß auf der Höhe und in der Nacht allerdings auffallen und die Neugierde rege machen. Am frühen Morgen wurde denn auch der Berg von beiden Seiten von verſchiedenen Bewohnern Kewenigs und Rißbachs beſtiegen. An der Spitze der Erſteren befand ſich der Holländer-Rickes, den wir ſchon kennen, und nicht lange brauchte man zu ſuchen, um die eigentliche Urſache der nächtlichen Detonation zu entdecken. Nicht weit von dem Landeingange zu den Ruinen lag auf dem ſteinigen Boden der faſt nackte Körper eines Mannes, nur von einem Hemde bedeckt, in einer Lache geronnenen Blutes, für die Bauern ein entſetzlicher Anblick. Rings herum war der Boden zertreten, auch die Spuren von Pferdehufen glaubte man zu erkennen, doch fand ſich weiter nicht das Allergeringſte. Dies und die klaffende Wunde, welche der todte Körper zeigte, ſagten den rathlos und erſchrocken daſtehenden Leuten nur zu deutlich, daß ein furchtbarer Mord — ein Raubmord ſtattgefunden. Niemand kannte das fremde gebräunte, jetzt blutleere Antlitz mit dem kleinen Schnurr- und Knebelbart, den wirren, mit Blut und Schmutz bedeckten Haaren. Der Ermordete war ihnen

ebenſo unbekannt wie der Thäter — wie Alles was in der Nacht Entſetzliches in den Ruinen Montroyals vorgegangen ſein mußte.

Nachdem die erſten Schreckensrufe verſtummt, verſuchten die Männer leiſe und ſchüchtern ihre Vermuthungen über den furchtbaren Vorfall auszuſprechen und während Einige das Terrain in größerem Umkreiſe abſuchten, hatten ſich Andere um den Holländer-Rickes verſammelt, der ihnen mit wichtigſter Miene ſagte:

„Wir werden bald Aufſchluß erlangen, denn ich weiß Jemand, der in der Nacht über den Berg nach Crövo gegangen und bei dem Eingang der Ruinen dort hat vorüber kommen müſſen. Ja, wenn er ſich in Crövo nur ein Stündchen aufgehalten hat, bis der Juppi ihm die Kräuter zurecht gemacht, ſo muß er ſich faſt zur ſelben Zeit, wo der Schuß fiel, auf dem Rückweg und hier in der Nähe befunden haben.“

„Wer — wer iſt es?“ riefen die ihn umſtehenden Bauern, deren Neugierde jetzt ſo rege geworden, wie vorhin ihre Furcht und ihr Entſetzen.

„Der Fiſcher-Joſt," antwortete der Rickes. „Ich ſelbſt habe ihm geſtern Abend zugeredet, ſeines kranken Weibes wegen ſich an den Kräuter-Juppi in Cröv zu wenden und er war feſt entſchloſſen zu dem Gang. Nach neun Uhr war ich noch einmal draußen in meinem Hofe, um nach einem kranken Stück Vieh zu ſehen; ich blickte nach des Nachbars Haus hinüber, da ſah ich den Joſt in ſeinem langen grauen Mantelrock aus der Thüre treten und — ſonderbar! — anſtatt den geraden Weg zu gehen, ſtieg er ſofort den Berg nach der ſchwarzen Mauer und den Ruinen hinauf. Er wird darum wiſſen — ihn müſſen wir fragen!"

In dieſem Augenblick ließ ſich aus der andern ſuchenden Gruppe ein lauter Aufſchrei vernehmen, dem bald mehrere Rufe des Erſtaunens folgten, die endlich in ein allgemeines wirres Schreien übergingen. Sofort eilten der Holländer-Rickes und ſeine Zuhörer hinzu, um zu fragen, was es gäbe, was man gefunden. Da hielt einer der Bauern ein dunkles Kleidungsſtück hoch empor mit dem Bemerken, daß er daſſelbe dort, bei den Steinen gefunden.

„Der Rock des Fiſcher-Joſt!“ ſchrien die Leute faſt wie aus einem Munde.

Wer nur jemals in rauher Jahreszeit über die Moſel geſetzt, kannte den alten grauen Mantelrock, der ſich in der Familie des Fiſcher-Joſt vom Vater auf den Sohn vererbt hatte.

Am lauteſten von Allen ſchrie der Holländer-Rickes, denn der Fund beſtätigte ja nur zu ſehr ſeine früher gemachte hochwichtige Ausſage.

Doch ſchon hatte man die Suche fortgeſetzt und — Entſetzen! — während die Einen an dem Kleidungsſtück, das doch ziemlich weit von der Leiche gelegen, Blutflecken bemerkten, fanden die Uebrigen auf dem Steinhaufen, bei dem der Rock gelegen, ein kleines offenes Lederſäckchen mit Pulver und Kugeln gefüllt.

Das war eine entſetzliche Entdeckung, denn nur einen Gedanken hegten die Bauern, welche bereits Alle wußten, was der Holländer-Rickes geſagt und geſehen: Der Fiſcher-Joſt war nicht allein zur Zeit, wo der Schuß gefallen, in den Ruinen geweſen, ſondern er ſelbſt hatte ihn abgefeuert — hatte den furchtbaren Mord begangen, das ſagte

der bei ſeinem Rock gefundene Schießbedarf, und noch mehr ſagten es die blutigen Flecken des verrätheriſchen Kleidungsſtückes.

„Er hat's gethan! — Der Joſt hat ihn erſchoſſen, geplündert! — Wer hätte das von dem Manne gedacht?! — Zu dem herrſchaftlichen Schultheiß nach Trarbach! — Nein, zu dem chur-trier'ſchen Vogt nach Cröv! Der hat die Jurisdiction über Kewenig, wohin der Mörder gehört; der allein darf ihn feſtnehmen und hängen!"

So ſchrien die Bauern laut durch- und gegeneinander, ſich dabei immer mehr erhitzend, und es wäre bald ob ihrer Meinungsverſchiedenheit über die criminale Gerichtsbefugniß zu Thätlichkeiten gekommen, hätte nicht der Holländer-Rickes ſich in's Mittel gelegt und Gehör zu verſchaffen gewußt.

„Ich allein hab's herausgebracht und nur vor dem Sponheim'ſchen Schultheiß in Trarbach, dem geſtrengen Herrn Pancratius Zumpt, will ich Zeugniß ablegen. Ihm gehört der Berg, der Ort, wo der Mord begangen wurde, zu, er allein hat das Recht hier Jemanden zu richten und zu hängen."

„Nach Trarbach!“ riefen die Bauern nun, ſich dem Ausſpruch des Rickes fügend, der ja durch das, was er wußte und geſehen, eine Hauptperſon in dem ſchrecklichen Ereigniß geworden und als ſolche den Ausſchlag geben mußte.

„Zwei Mann bleiben als Wache bei dem Todtgeſchoſſenen,“ kommandirte Rickes, „damit er uns von den Crövern mittlerweilen nicht geholt noch geſtohlen wird. Bis wir wiederkommen, können die für die arme Seele des Todten, der gewiß in ſeinen Sünden ohne Beichte und Abſolution dahingefahren iſt, ein oder zwei Vaterunſer beten.“

Das aber war leichter geſagt als gethan und die zwei Mann Wache wollten ſich nicht finden. Zu Zweien auf dem öden Berge bei der Leiche des Gemordeten zu wachen, ſchien nichts Verlockendes für die Bauern zu haben, und erſt als der Holländer-Rickes den ganzen Trupp in zwei Theile theilte, um die eine Hälfte, lauter Leute, auf die er ſich verlaſſen zu können vermeinte, bei dem Todten zu laſſen, fand er willige Ohren und Gehorſam. Mit den Uebrigen eilte er dann nach Traben hinunter, ließ ſich von

dort nach Trarbach überſetzen, um den geſtrengen Herrn Schultheißen Pancratius Zumpt ſo raſch als möglich zu avertiren und auf den Berg zu führen. Wohin der Holländer-Rickes mit ſeinem Gefolge kam, wer auf dem Wege angetroffen wurde, überall und Jedem ward die Kunde von der entſetzlichen That und dem vermeintlichen Thäter, und ſo konnte es denn nicht fehlen, daß die auf dem Berge Weilenden bald neuen und immer mehr Zuwachs erhielten.

Doch wenn die Geſellſchaft der Wächter ſich auch zuſehends vermehrte, Einer hatte ſich ſtill und faſt unbemerkt davongeſchlichen. Es war dies ein Keweniger Bäuerlein, das in ſeinem ſchlauen Sinne gedacht, ſich bei dem Manne, der da in ſeinem Orte ſo viel zu ſagen habe, dem churtrier'ſchen Vogt, Herrn Götz von der Leyen, einen abſonderlichen Dank zu verdienen, wenn er ihn von dem Geſchehenen ſo raſch als möglich avertire, damit derſelbe ſeine hohe Autorität dem Sponheim'ſchen Schultheißen gegenüber zu wahren im Stande ſei. Beſagtes Bäuerlein hatte ſich alſo aus irgend einer Urſache hinter das alte Mauerwerk zurückzuziehen gewußt und war auch nicht wieder zum

Vorſchein gekommen. Dafür aber lief der Mann ſchnurſtraks nach Crövv zu dem Hofe des Vogts. Doch athemlos dort angekommen, mußte er zu ſeinem Leidweſen vernehmen, daß der geſtrenge Herr Götz von der Leyen am frühen Morgen nach Uerzig geholt worden ſei, worauf denn dem Dienſteifrigen nichts anders übrig blieb, als ſeine Beine abermals in die Hand zu nehmen und dem Herrn Vogt nach Uerzig nachzulaufen.

Welche abſonderliche Folgen dies Alles haben ſollte, werden wir bald erfahren.

Der Holländer-Rickes war glücklicher geweſen; er traf den Herrn Schultheiß in ſeiner Reſidenz, der fürſtlichen Kellerei, und ſogar in Schlafrock und Pantoffeln mit der holländiſchen Pfeife im Munde. Doch kaum hatte Herr Pancratius Zumpt gehört was geſchehen, als er in kürzeſter Friſt vollſtändig ausſtaffirt im Bratenrock, mit dem hohen ſpaniſchen Rohr, in ſeiner ganzen Würde daſtand und ſich ſofort in Begleitung des Gerichts- und Thurmſchreibers und zweier Knechte, die ſich mit den nöthigen Stricken verſehen mußten, auf den Weg nach dem Orte der That machte.

Wohl bedurfte es der Eile, denn Tauſend gegen Eins war zu wetten, daß ſein gerichtlicher Nebenbuhler, der chur-trier'ſche Vogt, ihm dieſe ſeltene Criminalprozedur unbarmherzig vor der Naſe wegſchnappen würde, wenn ſelbiger vor ihm an Ort und Stelle wäre. Der Keweniger Rickes erhielt deshalb von dem geſtrengen Herrn eine Belobung ſeines Eifers mit der Zuſage, ihm ſolches bei nächſt vorkommender Gelegenheit in Gnaden gedenken zu wollen, worauf er ſich dann abermals und des Genaueren nach Allem, was der Bauer wußte und nicht wußte, erkundigte.

Noch hatte der kleine Zug das andere Moſelufer nicht erreicht, als es bei dem Sponheim'ſchen Herrn Schultheiß zur unumſtößlichen Gewißheit geworden, daß der Fiſcher-Joſt der Maleficant und criminaliter zu behandeln, das heißt, zu hängen ſei.

An Alles dachte der gewiegte Juriſt — immer mit Rückſicht darauf, daß es ſeinem chur-trier'ſchen Confrater unmöglich werde, in die hochwichtige Sache einzugreifen. So ließ er in Traben den Herrn Pfarrer bedeuten, ſofort auf dem Friedhof an richtiger Stelle ein Grab für den

Gemordeten bereiten zu laſſen und ſich alldort einzufinden. Zugleich requirirte er einen Karren mit einem Gaul, zur Abholung des Todten, und ohne Säumen ging es dann weiter, den Berg hinauf nach den Ruinen Montroyals.

Dort war eine ziemlich große und ſehr laute Geſellſchaft um die Leiche verſammelt, die jedoch bei Ankunft der wichtigen, wohlbekannten und gefürchteten Gerichtsperſon verſtummte und ehrerbietig nach allen Seiten zurückwich. Herr Pancratius Zumpt, deſſen Corpulenz keine geringe war, fühlte ſich von der Anſtrengung des langen und beſchwerlichen Ganges recht marode und förmlich wie in Schweiß gebadet, doch achtete er nicht auf ſolche, in dieſem feierlichen Augenblick geringfügige Kleinigkeiten, ſondern begann zu thun, was ſeines Amtes war — immer mit Rückſicht darauf, daß der von der Leyen die Arbeit gethan fände, im Falle er überhaupt kommen ſollte. Den Gemordeten nahm er in Augenſchein, conſtatirte in aller Form, daß ſelbiger unbekannt, todt und durch einen Schuß vom Leben zum Sterben gebracht worden ſei; den Rock, das Kugel- und Pulverſäcklein ließ er ſich reichen und wie alle Anweſenden erkannte auch er den alten Mantelrock als

dem Fiſcher-Joſt gehörend; den Holländer-Ricks ließ er laut ſeine Ausſagen wiederholen, und was der Herr Schultheiß ſagte, protokollirte der Gerichts- und Thurmſchreiber mit fertiger Feder auf dem Rücken eines zum Schreibtiſch avancirten Bauern. Endlich war alles fix und fertig, ge- und unterſchrieben — in ſelbem Augenblick, als der Trabener Karren anlangte — und nun erklärte der Herr Pancratius Zumpt feierlichſt, indem er ſeinen gewaltigen Dreiſpitz abnahm, daß er, gräflich Spanheim'ſcher wie herzoglich Pfalz-Zweibrückiſcher Schultheiß und Praeses judicii, den Fiſcher-Joſt als Maleficant erkenne und proklamire, dem als ſolchem in wenigen Tagen, vielleicht ſchon morgen ſein Recht geſchehen werde durch Galgen und Rad.

„Amen!" murmelten unwillkürlich die andächtig zuhörenden Bauern, zuſammenſchauernd ob der nun amtlich conſtatirten entſetzlichen That und des in ſo nahe Ausſicht geſtellten furchtbaren Schauſpiels. Die Leiche wurde auf den Karren gelegt, der Schreiber packte ſein Protokoll, die beiden verdammenden Beweisſtücke zuſammen und mit dem Gefährt kehrte Herr Pancratius Zumpt, ſtolz wie ein

Sieger und gefolgt von der bunten auf's Höchſte erregten Menge, nach Traben zurück.

Auf dem dortigen ſtillen Friedhofe wurde an abgelegener Stelle die Leiche des armen Herrn von Beuren in eine raſch hergeſtellte Grube gebettet. Der Herr Pfarrer und die Anweſenden ſprachen ein ſtilles Vaterunſer für die Ruhe der armen Seele, dann wurde das Grab mit Erde gefüllt und dieſer Theil des blutigen Drama's war vorüber.

Während die Uebrigen gebetet, hielt der Herr Schultheiß den Dreiſpitz in der Hand und mit andächtiger Miene, als ob auch er bete, murmelte er zwiſchen den Zähnen: „Das wäre beſorgt! — Ich hätte zwar den Mörder zuerſt faſſen ſollen — doch der läuft mir nicht davon — die Leiche aus dem Wege zu ſchaffen, war wichtiger. Liegt ſie erſt ſechs Fuß tief in der Erde, dann — dann ſoll es meinem Herrn Collegen ſchon unmöglich werden zu inquiriren und protokolliren. Diesmal habe ich Chur-Trier den Rang abgelaufen und Sponheim wird die hohe Juſtiz ausüben — und das von Rechtswegen! —

Amen!“ ſagte er hierauf feierlichſt mit den Uebrigen und dann weiter, mit lauter, gebietender Stimme:

„Und nun — nach Kewenig!“ —

Wie Herr Pancratius Zumpt alldort mit ſeinem immer größer gewordenen Gefolge angekommen, den vermeintlichen Mörder gefunden und einen weiteren Beweis der That zu finden geglaubt, haben wir im vorigen Kapitel geſehen. —

Mehr als eine Stunde mochte vergangen ſein, ſeit der Sponheim'ſche Schultheiß den armen Fiſcher-Joſt abgeführt, um ihn in den Thurm zu werfen, da ritt auf dem Wege, der von der Höhe herab nach Kewenig führte, ein hagerer Herr in goldgeſticktem Rocke, mit einer mächtigen Zopfperücke unter dem goldbortirten Hute, daher und ſo raſch es der ſteile und holperige Weg nur erlaubte. Ihm folgte laufend und keuchend ein halbes Dutzend Leute, von denen einige mit alten Hellebarden bewaffnet waren, während Andere ſchwere eiſerne Ketten mit Arm- und Beinringen auf den Schultern trugen. Es war Herr Götz von der Leyen, der chur-trier'ſche Vogt des Cröver Reiches, der da

kam, um den unter ſeine Jurisdiction gehörenden Delinquenten zu holen. Das kleine Bäuerlein hatte Sr. Geſtrengen richtig in Uerzig gefunden, Alles berichtet und ſich auch mit dem Herrn Vogt und deſſen raſch requirirten Schergen auf den Weg gemacht. Doch der Eifer des Beamten war ſo groß geweſen, daß der arme abgehetzte Bauer ihm nicht hatte folgen können, ſondern unterwegs halb todt liegen bleiben mußte.

Doch ſolche Eile fruchtete dem Herrn Götz von der Leyen nichts. Er fand das Neſt leer und den Vogel, den er zu fangen gekommen, bereits in Sicherheit. Der hagere Herr in dem goldſtrotzenden Rocke fluchte zwar ein Weniges, doch ließ er ſich durchaus nicht aus der Faſſung bringen, ſondern, den Kopf mit bezeichnender Geberde zurückwerfend, ſagte er mit trockenem Tone zu ſeinen halbtodten Knechten:

„Nach Trarbach!“

Worauf er ſich abermals in Trab ſetzte und die armen Teufel ihren Wettlauf mit dem Reiter auf's Neue beginnen mußten.

Siebentes Capitel.

Der neue Herr von Beuren.

Es war Ein Uhr vorbei, als Wenz in Uerzig an der Mosel anlangte und vor der dortigen Herberge von seinem müden, schweißbedeckten Gaul stieg. Einige tüchtige Stöße wider das bretterne Hofthor brachten den schlaftrunkenen Wirth zur Stelle, der sich rasch beeilte, den mit barschem Ton gegebenen Befehlen des nächtlichen militärischen Reisenden nachzukommen. So fanden sich denn in kürzester Frist der Gaul im Stalle und Wenz im besten Zimmer des Hauses untergebracht. Die Besorgung des Pferdes überließ der Dragoner dem Wirth, wie sich dies für den vornehmen Herrn, den er von Stunde an agirte, ziemte, doch nahm er eigenhändig die beiden Ledersäcke mit in seine Stube hinauf. Nachdem auf sein Geheiß der

Wirth noch einen großen Krug Moſel neben das Licht auf den Tiſch geſtellt, ſchob Wenz ihn zur Thüre hinaus, die er hinter ihm feſt verriegelte.

Einen Augenblick athmete er wie mit unendlicher Befriedigung tief auf, ſtreckte die ſehnigen Arme mit den geballten Fäuſten weit aus, als ob er ſeine volle Kraft einer etwaigen, ihm drohenden Gefahr entgegenſetzen wollte, dann erfaßte er mit raſchem Griff den Krug und trank in langen Zügen.

„So weit wären wir!“ ſagte er, den Krug niederſetzend. „Jetzt heraus mit den Beweisſtücken meiner neuen Würde, denn ich bin nun einmal der Capitain Hans von Beuren, Herr des Schloſſes Beurenhof und muß ſuchen es zu bleiben — bis an mein ſeliges Ende.“

Mit einem höhniſchen Lächeln zog er die beiden Lederbehälter zu ſich heran und löſte deren Schnallen und Riemen. Bei dem Mantelſack des Capitains hielt er einen Augenblick betroffen inne. „Sonderbar!“ murmelte er vor ſich hin. „Ich meine die Enden der Riemen doch doppelt verſchlungen zu haben? Sollte der Lederſack noch einmal von ihm geöffnet worden ſein?“ — Und haſtig fuhr er in

ſeiner Arbeit fort. Bald lag die Habe des todten Capitains auf dem Tiſche ausgebreitet da. Die beſſere Uniform mit den glänzenden Goldtreſſen, eine weiße Binde mit breiter Spitzenſchleife legte Wenz auf das Bett, die Papiere ordnete er und ſchob ſie ſeitwärts, worauf er ſeinen Rock ſammt der Binde abnahm und nebſt den übrigen Sachen in den größten der Lederſäcke packte. Nun ließ er ſich auf einen Schemel nieder und begann die Papiere durchzugehen.

Zuerſt entfaltete er ein abgegriffenes Pergament. Es war das Patent des Capitains Hans von Beuren mit den königlich-franzöſiſchen Lilien verſehen und vom Marſchall Belle-Isle ſignirt. Wenz durchlas es und legte es dann ſorgfältig bei Seite. Nun kamen Briefe verſchiedenen Formats, von denen einige ſehr feine Schriftzüge zeigten und wohl von Frauenhand herrühren mochten.

„Briefe von Kameraden und Weibern!“ murmelte Wenz, nachdem er ſie durchblättert. „Die ſind für ſpäter, wie auch die Notizen hier von ſeiner Hand, über Spielſchulden — Campagnen und andere Erlebniſſe. — Das hier iſt die Hauptſache, der Brief ſeines Vaters! der wird mir

die nöthige Auskunft geben. — Doch, zum Teufel, wo ſteckt denn das Schreiben an ſein Weib?!“

Erſtarrt hatte er inne gehalten, doch bald erholte er ſich wieder und begann auf's Neue und haſtig die wenigen Schriftſtücke zu muſtern, den ſonſtigen Inhalt des Mantelſacks zu durchwühlen. Vergebens! Wie ſehr er ſich auch anſtrengte, er fand nicht, was er ſuchte. Der gefährliche Brief ſchien vollſtändig verſchwunden zu ſein.

Wie ermattet ſank Wenz auf ſeinen Schemel zurück und nach Ruhe ringend, begann er nachzudenken. Die Herrſchaft, die der furchtbare Menſch über ſich hatte, bewährte ſich bald; ſein Wille ſiegte und ſeine Gedanken ordneten ſich in logiſcher Folge.

„Er hat den Mantelſack nochmals geöffnet — das ſah ich ſogleich — den Brief herausgenommen und zu ſich geſteckt. Da ich aber während des ganzen Tages nicht von ſeiner Seite gekommen — auch nicht für einen einzigen Augenblick — ſo kann er das Schreiben nicht irgend Jemand zur Beſorgung übergeben haben — ich hätte darum wiſſen müſſen — und ſo wird es denn wohl noch immer in der Taſche ſeines Rockes ſtecken, den ich in den

alten verſchütteten Keller geworfen. Dort iſt es wohl ebenſo ſicher, wie in meiner Hand — dort wird es mit dem übrigen Plunder vermodern und ich kann ruhig ſein."

Alſo ſagte er. Doch wenn auch ſeine Stimme feſt und ſicher klang, ſo mußte er im Innern doch nicht ſo ganz von der Richtigkeit ſeiner Schlüſſe überzeugt ſein, denn es dauerte ein lange Weile, bis er ſich wieder erhob und den früher weggelegten Brief mit dem großen rothen Siegel erfaßte. Er begann zu leſen und vertiefte ſich ſchließlich derart in den Inhalt des ihm ſo wichtigen Schriftſtückes, daß er bald alles Andere, auch den fatalen Zwiſchenfall vollſtändig vergeſſen zu haben ſchien.

Nach einer geraumen Weile murmelte er:

„Dummheiten — ſchöne Worte! — Verzeihung — Bah! ſie iſt ihm gut bekommen und ſeine Strafe hat er weg, der elende Sünder. — In der Hölle werden ſie ſich wohl Beide treffen, denn der Alte wird gewiß eben ſo viel auf dem Gewiſſen gehabt haben, wie ſein ſauberer Herr Sohn — den ich paſſend erſetzen werde. Haha! Bei dem Tauſch kann er nur gewinnen! — Doch hier, da

ſteht was ich brauche!“ Und das Papier emporhaltend begann er leiſe zu leſen:

„— Die Documente und Beſitztitel über meine Güter und Schloß Beurenhof deponire ich bei meinem Jugendfreunde, den ich am Abend meines einſamen Lebens wiederfand, bei dem Herrn Götz von der Leyen, churtrier'ſcher Vogt in Cröv, er wird ſie Dir aushändigen, wie auch in Allem Beiſtand leiſten, wann und wo es von Nöthen ſein ſollte.“

„Alle Teufel!“ rief Wenz, den Brief ſinken laſſend. „Wenn der von der Leyen den jungen Hans von Beuren gekannt hätte? — Nein! Das iſt nicht gut möglich; der Alte ſpricht ja nur von ſeinem Jugendfreunde. — Gleichviel! ich werde nach Cröv müſſen, um den Vogt aufzuſuchen. Neuer Aufenthalt! — Ich könnte ihm auch eine Zeile ſchreiben — doch verdammt! — wenn der von der Leyen mit den Documenten auch den letzten Brief des Capitains erhalten hätte und demnach deſſen Handſchrift kennen würde? Daran habe ich, beim Satan, nicht gedacht!“

Er war bei dieſen letzten Worten aufgeſprungen und ging nun einige Male mit ſtarken Schritten ſinnend in der

Stube auf und ab. Plötzlich blieb er ſtehen und ſchlug ſich vor die Stirne.

„Narr, der ich bin! Was brauche ich zu ſchreiben? Ich ſende ihm den Brief des Alten und Alles iſt in Ordnung.“

Der neue Tag war mittlerweile angebrochen und in der Herberge war es lebendig geworden. Jetzt trat Wenz entſchloſſen auf die Thüre der Stube zu, riegelte auf und rief mit lauter, befehlender Stimme nach dem Wirth.

Wenige Augenblicke ſpäter ſtand dieſer mit der Zipfelmütze in der Hand und in demüthiger Stellung vor dem fremden Herrn mit dem barſchen Weſen und dem finſtern Blick.

„Kennt Ihr den Herrn von der Leyen zu Cröv?“ herrſchte Wenz ihn an.

„Unſern geſtrengen Herrn Vogt? Allerdings! Geſtern noch ſah ich ihn in der chur-trier'ſchen Kanzlei,“ war die demüthig gegebene Antwort.

„In wie viel Zeit getraut Ihr Euch nach Cröv und zurück zu reiten? — Habt Ihr kein Pferd, ſo nehmt das

meinige, es hat gute Knochen und wird ſich ausgeruht haben.“

„In zwei Stunden getraue ich mich wieder hier zu ſein, wenn der Aufenthalt nicht zu lange dauert, denn der Herr Vogt iſt am frühen Morgen nicht ſogleich zu ſprechen.“

„Hier, nehmt dieſen Brief — es iſt ein wichtiges Document, für das Ihr mir einſtehen müßt — und gebt ihn dem Vogt in meinem Namen. Ich bin der Capitain Hans von Beuren, drüben — vom Beurenhofe. Sagt ihm, daß ich hier ſei, von einem langen Ritt zu marode, um ſelbſt zu ihm zu kommen, und daß ich meine ſämmtlichen Papiere durch Euch erwarte — wenn der Herr Vogt es nicht vorziehen ſollte, ſie mir ſelbſt zu bringen. Jetzt ſputet Euch, denn ich habe Eile. In zwei Stunden längſtens erwarte ich Euch wieder und will während der Zeit verſuchen ein wenig zu ſchlafen.“

Dabei hatte er dem ſich ohne Unterlaß tief verbeugenden Wirth den betreffenden Brief in die Hand gedrückt, dann öffnete er die Thüre, um ihn ſo raſch als möglich hinauszulaſſen. Wenige Augenblicke ſpäter trabte der Mann denn auch mit dem hochwichtigen Auftrag nach Cröv

und Wenz, der ſich halb ausgekleidet auf das Bett geworfen, verſuchte zu ſchlafen, was ihm auch überraſchend ſchnell gelang. Sein Athmen war ſo ruhig und gleichmäßig, als ob keine Unthat ſein Gewiſſen belaſtete und er wirklich der ſei, für den er in der Folge gelten wollte und wir ihn auch gelten laſſen müſſen: für den Capitain Hans von Beuren und Herrn des Beurenhofes.

Der geſtrenge Vogt von der Leyen war anfänglich nicht wenig ungehalten über die gar zu frühe Störung, doch kaum hatte er den Brief zu Ende geleſen, den Bericht des Uerziger Wirths gehört, als er ſofort ſatteln ließ und ſich ankleidete. Seine hagere Perſon ſteckte er ſogar in das goldbortirte Staatshabit und mit den von Beuren'ſchen Urkunden, dem Boten, ritt er gen Uerzig zu dem Herrn von Beuren, dem Sohne ſeines reichen verſtorbenen Jugendfreundes.

Selbiger empfing denn auch den Freund ſeines Vaters in gebührender Weiſe. Die friſchrothe, blauausgeſchlagene franzöſiſche Capitain-Uniform mit den glänzenden Treſſen, die weiße Binde mit der Spitzenſchleife, die auf das breite Bandelier niederfiel, ſtanden der ſtattlichen Figur des ehe-

maligen Dragoners gar nicht übel und das ſorgfältiger geordnete ungepuderte Haar verlieh den knochigen Zügen ein beſſeres Ausſehen. Auch hatte Wenz ſeinem Geſicht den möglichſt freundlichen Ausdruck zu geben verſucht, als der Vogt in die Stube trat und ihn mit Worten begrüßte, wie ſie ſich für eine ſo hochgeborene, insbeſonders ſo reiche Perſonnage, wie der Erbe des verſtorbenen Herrn von Beuren, ziemten.

Doch bald hielt der hagere Herr von der Leyen in ſeiner wohlgeſetzten Rede inne. Immer ſchärfer blickte er dem Capitain in das gebräunte Antlitz und trotz ſeiner Würde, ſeines Staatshabits ſchien er verlegen zu werden. Dem Andern wurde es dabei etwas unbehaglich zu Muthe, doch mit aller Keckheit und gutgeſpielter Luſtigkeit rief er lachend, Sprache und Manieren ſeines früheren Herrn ſo gut als möglich nachahmend:

„Passembleu, Vogt! warum ſchaut Ihr mich an, als ob ich mit einer Compagnie Dragoner Euch in's Quartier gefallen? Wie Ihr ein Freund meines verſtorbenen Herrn Vaters geweſen, werdet Ihr auch der meinige ſein, und auf Schloß Beurenhof hoffe ich Euch bald zu ſehen, um

bei allem Guten, was die dortige Küche und der Keller haben wird, von dem Seligen zu plaudern und uns zugleich des Lebens zu freuen.“

„Werde nicht verfehlen, mich alldorten einzufinden, Herr von Beuren,“ entgegnete der Vogt mit einer Unterwürfigkeit, die das kecke Auftreten und der Reichthum des Andern ſeiner eigenen hochgeborenen, doch ziemlich mittelloſen Perſönlichkeit unwillkürlich abnöthigte. „Ich regardire ſtaunend Eure Züge, weil ich darinnen weder die Eures ſeligen Vaters, meines guten Freundes, noch die Eurer ebenfalls in Gott ruhenden Frau Mutter, einer geborenen Dudenhofen, wiederzuerkennen vermag.

„Alſo auch meine Frau Mutter habt Ihr gekannt?“ rief der neue Herr von Beuren in früherer Weiſe, während ſeine Unbehaglichkeit ſchon einem frechen, höhniſchen Trotz, hervorgerufen durch das demüthige Gebahren des geſtrengen Herrn Vogts, gewichen war.

„Sie war die Urſache, daß wir uns Selbander entzweiten,“ entgegnete der Hagere mit einem merklichen Seufzer, über den Herr von Beuren eine laute Lache aufſchlagen mußte.

„Verſtehe!“ rief er. „Ihr hattet auch ein Auge auf ſie geworfen, doch ſie keines auf Euch! Haha!“

Herr von der Leyen machte eine ſüßſaure Grimaſſe, doch fuhr er mit früherer Ruhe fort: „Wir warben Beide, Ihr Herr Vater und ich, in allen Ehren um das Fräulein, welches bei Seiner Churfürſtlichen Durchlaucht von Trier gar wohl gelitten war. Ich zog den Kürzeren und verlor zugleich die Freundſchaft meines reichen und glücklichen Nebenbuhlers. Erſt nachdem ich als wohlbeſtallter churfürſtlicher Vogt in Cröv eingezogen — nachdem ſie, Ihre Frau Mutter, längſt todt, und Ihr nunmehro in Gott ruhender Herr Vater auch ſeinen einzigen Sohn ſo gut wie verloren hatte, erinnerte derſelbe ſich meiner, ſchenkte mir ſeine Freundſchaft wieder und ſein Vertrauen, indem er mich zum Hüter aller, ſeine Güter betreffenden Urkunden machte, die ich nach Pflichten bereit bin, dem rechtmäßigen Erben und Träger des hochanſehnlichen Namens von Beuren zur Stunde wieder auszuliefern.“

Mit einer ceremoniellen Verbeugung endete Herr von der Layen ſeine Rede und ſein Zuhörer athmete hörbar, ſich keinen Zwang mehr anlegend, auf. Der Vogt hatte

ihn, den Hans von Beuren, früher niemals geſehen und die Papiere bei ſich, mehr verlangte er von dem langen ſteifförmlichen Herrn nicht.

„Und wo ſind ſie, die Papiere? Mich verlangt's ſie an mich zu nehmen, denn es drängt mich nach Hauſe!“ ſo rief er und mit dem ganzen Selbſtgefühl des vornehmen reichen Mannes.

Der Vogt ergriff ein ziemlich großes und mehrfach verſiegeltes Packet, das er nach ſeinem Eintritt auf den Tiſch niedergelegt, dann langte er ein in der Länge gebrochenes Heft aus der Bruſttaſche ſeines Habits und Beides dem Herrn von Beuren überreichend, ſagte er:

„Hier die Urkunden und hier das Verzeichniß, Herr Capitain. Wie Dieſelben ſich zu überzeugen belieben werden, iſt jedes Siegel unverletzt und können wir gleich zur Collationirung ſchreiten, im Falle ſolches jetzt ſchon zu thun in ihren Intentionen läge.“

„Bewahre, lieber Vogt!“ rief von Beuren lachend, zugleich mit ſichtlicher Haſt nach den Papieren greifend. „Es iſt alles in beſter Ordnung, das ſehe ich, und werde ich die Documente ſofort mitnehmen. Ich habe zu dieſem

Behuf noch einen zweiten Mantelſack mitgebracht. — Dafür wollen wir lieber uns nach einer anderen „Collation“ umſehen, wenn es in dem erbärmlichen Neſte hier überhaupt etwas zu beißen giebt.“

„Dann bitte ich mir nur ein Testimonium integritatis aus von Ihrer Hand.“

Der Andere ſtutzte, dann ſagte er abwehrend: „Später, Vogt, bei mir daheim auf Schloß Beurenhof. Jetzt wollen wir an Beſſeres denken. Holla, Wirth! — Herbei!“

Auf das wiederholte Rufen des Capitains war der Wirth flugs die Treppe heraufgeſprungen, um die Befehle ſeines Gaſtes zu vernehmen. Viel gab es allerdings nicht, doch immer etwas, und eine gute Sorte hatte er auch im Keller für beſondere Fälle aufgeſpart. So ſaß denn bald das eigenthümliche Paar vor dem mit weißem Linnen gedeckten Tiſche und während der Herr Vogt von der Leyen in zierlich förmlicher Weiſe von den einfachen Speiſen genoß, hieb der Capitain darauf ein, als gelte es dem leckerſten Mahle. Dafür tranken Beide gleich herzhaft von dem wahrhaft köſtlichen Weine und plauderten bald ſo ungezwungen, als hätten ſie ſich ſchon ſeit Langem gekannt,

wenn auch der Capitain oftmals Ausdrücke gebrauchte, die gar zu sehr nach dem Lager oder dem Stalle schmeckten und dem hageren Herrn schier die Haare unter der Perücke sträuben machten.

Als gute Freunde trennten sie sich endlich, nachdem der Herr Vogt von der Leyen versprochen, sich recht bald auf Schloß Beurenhof einzufinden, auf daß die so angenehm angeknüpfte Bekanntschaft festesten Schluß erhalte.

Bald trabte der Capitain von Beuren mit seinen beiden Lederſäcken auf dem Rücken des Gauls, in recht angenehmer Stimmung von dannen, nach Bernkastell zu, allwo sich eine Fähre befand und von wo aus er auch recht gut das Schloß seiner Väter erreichen konnte.

Eine ganze Weile sah ihm der hagere Vogt nach, wie in tiefem Sinnen verloren. „Er hat auch nichts — gar nichts, was mich an seinen seligen Vater, geschweige denn an seine überaus holdselige und tugendreiche Frau Mutter erinnern könnte," murmelte er mehrmals vor sich hin, dabei wohl, wie seit langer Zeit nicht, an das edle und schöne Fräulein von Dudenhofen denkend, welches er in seiner

längſt verfloſſenen Jugendzeit geliebt und wegen dem er dann nicht wieder geliebt, ſondern bis zum heutigen Tage ein einſamer Junggeſelle geblieben.

Aus dieſen ziemlich trübſeligen Träumereien wurde der Herr Vogt und gar gewaltſam geweckt durch das Erſcheinen und den höchſt merkwürdigen Bericht des Bäuerleins von Kewenig.

Der chur-trier'ſche Vogt und geſtrenge Gerichtsherr erwachte und welche Folgen oder vielmehr Nichtfolgen dies Alles hatte, haben wir am Schluß des vorigen Capitels geſehen.

Achtes Capitel.

Hie Sponheim! Hie Chur-Trier.

Herr Götz von der Leyen war mit den in Cröv raſch zuſammengerafften Knechten nach Kewenig gekommen um dort weiter nichts zu finden als — daß er zu ſpät gekommen. Ohne ſich lange zu beſinnen beſchloß er die Malefiz-Perſon, die nun einmal ihm und Niemand Anderem gehöre, bis nach Trarbach zu verfolgen, um ſie dort, wenn es ſein müſſe, ſogar mit Gewalt herauszuholen. Der Sponheim'ſche Schultheiß war ihm als Concurrent im Amte verhaßt und durfte auf keinen Fall die ſeltene und wichtige Prozedur in Händen behalten. Gleiche Gedanken hatte, wie wir wiſſen, jedoch auch Herr Pancratius Zumpt gehegt und bereits ſo klüglich und zu Gunſten ſeiner Sache gehandelt als nur möglich.

Ueber Litzig ritt der Vogt, von ſeinen hintendrein keuchenden Leuten gefolgt, nach Traben, um hier mit der Fähre überzuſetzen und ſofort in die Höhle des Löwen zu dringen. Doch Malheur! — die Fähre lag am Trarbacher Ufer und kein Winken noch Rufen vermochte ſie vom Platze zu bringen. Der dortige Schultheiß hatte alles vorgeſehen und bereits ſtrengſte Befehle gegeben; ſeine Knechte ſtanden ſogar bereit, wenn nöthig, das Stadtthor zu ſchließen, und Herr von der Leyen hätte über die Moſel ſchwimmen, Trarbach förmlich belagern müſſen, wenn er ſeinen Zweck hätte erreichen wollen. Beides aber war platterdings unmöglich und nachdem die erſte Hitze ſammt dem Aerger in etwas verraucht, that er was bei ſolcher Gelegenheit das Klügſte war: er legte ſich auf's Capituliren.

Mit lauter Stimme verlangte er den Sponheim'ſchen Schultheißen zu ſehen und zu ſprechen. Hin und her liefen die Boten und nach einer langen — langen Weile wurde ihm vom jenſeitigen Ufer die Antwort zugerufen, daß Sr. Geſtrengen, der Herr Schultheiß, die Schöffen des Gerichts um ſich verſammelt habe, um dem armen Sünder

zu ſeinem Recht zu verhelfen, demnach das Verlangen des Herrn Vogts von Chur-Trier nicht allſogleich erfüllen könne; ſei aber der Stab über den Maleficanten gebrochen, die Stunde der Execution anberaumt, die Errichtung des Galgens ordoniret und noch Anderes, höchſt Nöthiges und Wichtiges zu Ende gebracht, dann — dann wolle der Herr Schultheiß erſcheinen, jede Anfrage des hochvermögenden Herrn Vogts von der Layen entgegennehmen und gebührendermaßen beantworten. Dabei müſſe es ſein Verbleiben haben — und das von Rechtswegen.

Der hochvermögende Herr Vogt wüthete nicht wenig über dieſe impertinente Antwort, die ihm ſogar vor all' den Gaffern auf beiden Ufern gegeben worden, doch vermochte er vor der Hand nichts dagegen zu thun. Er mußte ſich in das Unabänderliche fügen und warten. So betrat er denn die übrigens ſchon Anno Damals recht wohlrenommirte Trabener Herberge und da mittlerweile die Mittags- und Eſſensſtunde herangekommen, verſuchte er ſeinen gerechten Zorn im würzigen Naß des Orts zu ertränken, wie auch für den baldigen unausbleiblichen

Kampf durch irgend welche Leibesnahrung ſich paſſend zu ſtärken.

Eine Stunde um die andere verging und weder der Trarbacher Schultheiß noch die Fähre wollten ſich zeigen, dafür aber kam dem armen Vogt eine ganz unerwartete und gar mächtige Hülfe.

Vier Uhr mochte es ſein, da zog ein Bauer, der einen halbtodten Gaul am Zügel führte, in Traben ein und fand ſich ſogleich umringt von der neugierig gaffenden Menge. Kaum hörte der Mann, daß der churtrier'ſche Vogt im Orte ſei, als er vor denſelben geführt zu werden verlangte. Herr von der Leyen hatte von der Wirthsſtube aus den neuen Auflauf am Ufer, den Bauer mit dem Pferde geſehen, die einzelnen Worte: „ein Zeuge! ein Zeuge!“ vernommen, und ſchon eilte er mit mächtigen Schritten hinaus auf die Gaſſe. In höchſter Erregung forderte er den Mann auf zu reden und dieſer berichtete dann laut und vor allen Anweſenden folgendes:

Am vorigen Nachmittag gegen Abend ſeien zwei Reiter durch ſein Dorf und nach dem Montroyal zugeritten; das Pferd des Einen habe ſichtlich gehinkt und

genau habe er die Beiden ſammt ihren Gäulen ſich anſehen können. Am heutigen Morgen nun, ganz in der Frühe, ſei Geräuſch in ſeinem Hofe vernehmbar geweſen und als er hinausgegangen, um nachzuſehen, habe das Pferd — daſſelbe, welches er am Zügel führe — alldorten auf der Erde gelegen, ohne Sattel- und Riemenzeug und ganz marode. Es wäre das Thier, welches der eine der Reiter geritten und ſo merklich gehinkt habe, darauf wolle und könne er mehr als einen leiblichen Eid ablegen. Den herrenloſen armen Gaul habe er in ſeinem Stalle untergebracht und gefüttert, als er aber am Nachmittag den entſetzlichen Mord auf dem Montroyal vernommen, ſei er mit dem Pferd hieher nach Traben gezogen, vielleicht daß durch ſeine Meldung Licht in die Sache gebracht, der Todte erkannt und der Thäter überführt werden könne.

Der Vogt hätte gerne vor Freude laut aufgejauchzt, wenn ſich dies nur im geringſten für eine ſo ernſte Gerichtsperſonnage geſchickt haben würde. Dafür aber fragte er haſtig:

„Würdeſt Du auch den Reiter wiedererkennen und Deine desfallſige Ausſage mit einem Eide zu bekräftigen bereit ſein?“

„Gewiß, Euer Geſtrengen,“ entgegnete der Bauer mit größtem Eifer, da er ſah, wie ſehr er ſich dem gefürchteten vielvermögenden Manne gefällig erzeigen konnte.

„Nach dem Friedhofe!“ befahl der Vogt mit triumphirendem Tone und nicht ohne einen gleichen Blick in der Richtung nach Trarbach zu werfen, allwo der Vorfall bereits mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit erregt hatte.

Der arme todte Capitain von Beuren ſollte noch keine Ruhe in ſeinem Grabe finden. Unbarmherzig wurde ſeine Leiche wieder ausgegraben und von dem fremden Bauern auch unter den heiligſten Betheurungen als die des Reiters erkannt, der da auf dem hinkenden Gaul durch ſein Dorf und an ſeinem Gehöft vorbeigeritten.

„Ich ſehe ſie noch alle Beide!“ ſchrie er nicht wenig erregt. „Es müſſen fremde, wohl gar franzöſiſche Reiter geweſen ſein, denn ſie trugen rothe, blau ausgeſchlagene Uniformen.“

Jetzt konnte der von der Leyen ſich nicht mehr halten, er ließ wirklich einen Aufſchrei hören, der gleich freudig wie entſetzt klang und die Umſtehenden förmlich zum Zurückweichen brachte. Er dachte an den Capitain von Beuren, der die gleiche Uniform getragen, wie er dies ja vor wenigen Stunden geſehen.

„Der auf dem hinkenden Pferde muß ein Offizier geweſen ſein,“ fuhr der Bauer fort, „denn ſeine Litzen ſchienen mir golden zu ſein — doch kann ich mich auch irren.“ —

Er verſtummte plötzlich, denn der geſtrenge Vogt, dem er nur zu Gefallen reden wollte, unterbrach ihn in barſcher Weiſe, indem er rief:

„Ihr wißt nicht was Ihr ſagt und redet Euch um den Hals. Waren die beiden Reiter Herr und Knecht, ſo kann der Todte hier nur der Letztere geweſen ſein, denn mit dem Herrn habe ich heute Vormittag noch conferirt, er iſt der junge gnädige Herr von Beuren, der bislang als Capitain in franzöſiſchen Kriegsdienſten geſtanden und ſich anjetzo wohl ſchon im Schloſſe ſeines verſtorbenen Herrn Vaters, auf dem Beurenhof befinden wird.“

Ein ſtaunendes Gemurmel wurde ringsum laut und faſt furchtſam blickten die Leute auf den Vogt, der bereits ſo viel Licht in die entſetzliche nächtliche That zu bringen gewußt. Auch entfernten ſich Einige raſch und wie unabſichtlich nach verſchiedenen Seiten, wohl nur um die ſeltſame Mähr zuerſt in ihrem Bereich verkünden zu können.

Als der Vogt wieder zum Ufer der Moſel herabgeſtiegen und nach der andern Seite des Fluſſes ſchaute, fand er die Scene dort merklich verändert. In verſchiedenen Gruppen ſtanden die Leute beiſammen und gafften neugierig und erwartungsvoll nach Traben hinüber. Daß alldort Seltſames, Wichtiges ſich ereignet haben mußte, hatten ſie aus dem Kommen und Gehen, manchem vernehmbaren Ausruf geſchloſſen, und die Ungeduld mehr zu erfahren zeigte ſich auf allen Geſichtern, in jeder Geberde. Herr von der Leyen trat auch alsbald gravitätiſch bis an den äußerſten Rand des Ufers heran und den bortirten Dreiſpitz ehrerbietig abnehmend, als ob er zu Kaiſer und Reich ſpräche, rief er mit ebenſo wichtigem als gebietendem Ton:

„Im Namen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät, des allerhöchſten Richters in deutſchen Landen, verlange ich mit meinem Zeugen hinübergeführt und vernommen zu werden. Schwerer Pön ſetzet Der ſich aus, ſo meinen Worten keine Folge giebt, denn Alles was bishero in der criminalen Affaire geſchehen, erkläre ich für Null und Nichtig. Wichtiges hat ſich begeben, wodurch Allen und nur durch mich Recht und Urtheil geſprochen werden kann. — Dixi!“

Das wirkte. Der ſtörriſche Schultheiß mußte nicht ferne ſein, ſogar die Drohworte gehört haben, denn bald darauf trat er in höchſt eigener Perſon aus dem Stadtthor hervor und näherte ſich dem Ufer.

Herr Pancratius Zumpt war in vollem Ornat, das heißt, ein ſeidengeſtickter Bratenrock umſchloß jetzt ſeine rundliche Geſtalt und ſein Angeſicht erſchien geröthet wie am Morgen.

„Wenn Ihr zu protokolliren und zu richten gekommen, Herr Vogt von Chur-Trier,“ rief er mit lauter kreiſchender Stimme über den Fluß hinüber, „ſo kann Euer Geſtrengen ſich ſolche Mühe gar wohl erſparen, ſintemalen der De-

linquent bereits durch Richter und Schöffen nach Recht und Geſetz iſt examiniret, der Miſſethat überführet und zum Galgen condammniret worden.“

„Das Urtheil iſt illegaliter gefällt und zu caſſiren, derweilen der Maleficant, von Kewenig daheim, der Cröver, reſpective churfürſtlich-Trier'ſcher Gerichtsbarkeit unterworfen iſt,“ ſo replicirte es vom dieſſeitigen Ufer.

Doch der Herr Schultheiß blieb die Duplik nicht ſchuldig und ſchrie ſofort:

„Erratum est! Das Crimen iſt auf fürſtlich Sponheim'ſchem Grund und Boden begangen worden und muß daſelbſten gerichtet und geſühnet werden, ſo verlangt es Geſetz und Recht, Herkommen und Gebrauch im heiligen römiſchen Reiche. Sollten aber Euer Geſtrengen neue Indicien vorzubringen haben, ſo wird das Gericht bereit ſein Euch zu hören — nur werden wir uns vorher von deren Gravität zu überzeugen haben.“

Der Herr Vogt fühlte ſich halb geſchlagen, doch gab er den Kampf noch lange nicht verloren. Noch drohender denn früher rief er:

„Schicket die Fähre herüber und ich will Euch Rede ſtehen. Doch ſogleich muß es geſchehen, wenn ich nicht umkehren und Euer impardonnables Verfahren, einen Delinquenten zu verurtheilen ohne den wichtigſten Zeugen interrogiret zu haben, dem hohen Reichs-Kammergericht zu gebührender Beſtrafung vermelden ſoll.“

Jetzt war es an dem Schultheiß drüben ſich betroffen zu fühlen. Er beſann ſich nur wenige Augenblicke, dann gab er Befehle, worauf die Fähre endlich vom Ufer ſtieß, während Herr Pancratius Zumpt in die Stadt zurücktrat, deren Thor ſofort hinter ihm geſchloſſen und verrammelt wurde.

Der Vogt beſtieg mit ſeinen bewaffneten Knechten, den beiden wichtigen Zeugen, dem Bauer und dem Gaul, die Fähre und war bald am andern Ufer.

Gravitätiſch ſchritt er auf das Stadtthor zu, doch — horribile dictu! — daſſelbe war verſchloſſen und ſchien ſich ihm trotz Rufen und Pochen nicht öffnen zu wollen.

Schon fühlte der gewichtige Mann wie Aerger und Zorn ihn heftiger denn je überkamen; ſchon wollte er abermals im Namen Kaiſerlicher Majeſtät ſich Eingang

zu verſchaffen ſuchen, als ein Fenſterlein in dem obern Theile des feſten Baues ſich öffnete, das rothe Geſicht ſeines richterlichen Nebenbuhlers darinnen erſchien, deſſen Mund ſich öffnete und mit größter Ruhe alſo ſprach:

„Jetzt, Herr Vogt von Chur-Trier, bringt Eure Gründe vor, Kraft deren Ihr in wohlerworbene althergebrachte fürſtlich-Sponheim'ſche Gerechtſame gewaltſam einzugreifen ſo feſten Willens ſeid.“

Und der Herr Vogt von Chur-Trier ſprach, entwickelte ſeine Gründe in ſolch' ſchlagender Weiſe, daß das feſte Thor ſich ihm endlich öffnete, worauf er ſtolz wie ein Sieger mit den Seinigen in die Stadt einziehen wollte, als ihm abermals ein mächtiges „Halt“ entgegen ſchallte.

Einen wüthenden und gewiß höchſt ungebührlichen Fluch drängte der von der Leyen gewaltſam zurück, doch mußte er ſelbſt auch einige Schritte zurücktreten, denn eine ziemliche Menge bewaffneter Leute erſchienen mit dem Schultheiß in der Mitte, der den Dreiſpitz lüftend, mit einem ehrerbietigen, doch immer noch ſehr beſtimmten Tone ſprach:

„Halten zu Gnaden, Herr Vogt von Chur-Trier, Eurer Perſon und Dero Zeugen iſt der Eintritt in die Stadt geſtattet, doch nicht Euren mit Hellebarden und Ketten bewaffneten Leuten, das iſt gegen unſer Recht und unſere Abrede.“

So gewaltig der geſtrenge Vogt auch gegen dies Anſinnnen remonſtrirte, er mußte ſich endlich doch fügen: ſeine Leute blieben draußen und nur mit dem Bauer und dem Gaul durfte er an der Seite des runden Schultheißen, der ſeine Würde ſo wohl zu wahren gewußt, die Stadt betreten.

„Beati possidentes!“ murmelte Herr Götz von der Leyen mit einem recht ſchweren Seufzer, denn er fühlte wohl, daß der prächtige Fang bereits in feſteſten Händen ſei und nur zu gut vertheidigt werde. Doch wenn er ihn auch nicht vollſtändig und allein beſitzen konnte, ſo wollte er doch den Löwenantheil davon haben, und ſo fügte er ſich denn klüglicher Weiſe in das Unvermeidliche, wie in die bereits getroffenen Anordnungen des Schultheißen, feſt verhoffend, nach und nach doch alle Fäden der Affaire

und demnach auch deren Leitung in die Hand zu bekommen.

In dem großen Ritterſaal der Sponheim'ſchen Kellerei, ein prächtiges Gelaß, deſſen Wölbungen auf mächtigen Säulen ruhten, waren die Schöffen ſammt dem Gerichts- und Thurmſchreiber noch immer erwartungsvoll verſammelt. Auf dem Tiſche vor dem oberſten Richter lagen der alte blutbefleckte Mantelrock und das gefüllte Pulver- und Kugelſäcklein, als Beweisſtücke der That, doch der Thäter, der arme Fiſcher-Joſt, war bereits vorſorglich in den feſten Thurm geſperrt worden, allwo er auf alle Fälle, bis das Armeſünder-Glöcklein für ihn läute, bleiben ſollte.

Der neue Zeuge mußte vortreten und reden, während der Gaul vor der weit offenen Pforte der Halle gleichſam als Beleg ſeiner Ausſage ſichtbar blieb. Die Depoſition commentirte und ergänzte der rechtskundige Vogt ſodann in einer Weiſe, daß eine Replik des nicht minder rechtsgelahrten Herrn Zumpt nothwendig wurde, und ſo begann denn die Prozedur von Neuem. Das bereits abgeſchloſſene, unterzeichnete Protokoll mußte wieder hervorgeholt, ergänzt, das Urtheil, deſſen Vollſtreckung für morgen in der Früh

anberaumt geweſen — der Galgen wurde bereits errichtet! — mußte ſuspendirt werden, wozu ſich der Herr Schultheiß unter ſchweren Seufzern endlich verſtand. Konnte er es ſich doch nicht verhehlen, daß unter ſothanen Umſtänden die Vernehmung des Herrn Capitains von Beuren, auf welche der chur-trier'ſche Vogt angetragen und formell beſtand, unumgänglich nothwendig ſei, wenn ſie auch nicht das Geringſte an dem einmal erlaſſenen Urtheil und dem endlichen Looſe der Maleſiz-Perſon ändern würde noch könne.

So wurde denn noch am ſelben Abend ein Schreiben an den ſehr edlen Herrn Hans von Beuren auf Beurenhof ausgefertigt, worinnen der ehemalige franzöſiſche Capitain ganz ſubmiſſeſt erſucht wurde, am andern Tage in dem Sponheim'ſchen Kellereihofe zu Trarbach vor Schultheiß und Schöffen zu erſcheinen, um über den Gemordeten, der in ſeiner Begleitung geſehen worden, auszuſagen nach Pflicht und Gewiſſen, wie es Rechtens ſei. Die Vorladung trug die Unterſchrift der beiden gewaltigen Gerichtsherren und der von der Leyen beauftragte den Boten noch mündlich und vertraulich, dem Herrn von

Beuren ſeinen, des Vogts Gruß, zu vermelden und wie ſelbiger ſich freue, den gnädigen Herrn ſchon ſobald wieder zu ſehen.

Mit dem mächtig geſiegelten Briefe und ſonſt nöthigen Inſtructionen machte ſich der Gerichts- und Thurmſchreiber noch am Abend auf den Weg nach dem wohlbekannten Schloß Beurenhof und Richter und Schöffen trennten ſich in verſchiedenartiger Stimmung. Der Herr Schultheiß war ein Weniges kleinlauter geworden, juſt um ſoviel als die Zuverſicht des chur-trier'ſchen Herrn Vogts geſtiegen. Herr Pancratius Zumpt hatte ſich ſogar ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht, den Vorſitz in der ſtets wichtiger werdenden criminalen Prozedur, alſo auch die Ehre und das Vergnügen mit dem verhaßten von der Leyen zu theilen, während Letzterer im Stillen bereits weit mehr zu erlangen verhoffte und einem Plane nachſann, der ein kleines Wunder bewirken mußte.

Doch es ſollte ganz anders kommen als Beide ſich gedacht, ganz anders als ihre Klugheit und Gelahrſamkeit es wohl erwarten durften. —

Neuntes Capitel.

Schloß Beurenhof.

Der neue Herr von Beuren war am ſelben Morgen mit ſeinen ſo glücklich eroberten Beſitztiteln dem Ufer der Moſel entlang, über Machern und Wehlen gen Bernkaſtel getrabt. Die Fähre brachte ihn und ſeinen Gaul denn auch ſchließlich nach letzterem Städtchen und nach einer Raſt in der dortigen Herberge ging es weiter, langſam die Höhen hinan. Das Hochplateau, welches Wenz bald erreichte, wurde zwar noch immer von den Moſelbergen gebildet, doch gehörte es bereits dem Hunsrück an, wenn es auch keineswegs ſo rauh und unwirthlich war, wie die Haupttheile der unter letzterem Namen bekannten Bergland-ſchaft. Den Gaul gewähren laſſend, ritt er ſchrittweiſe dahin und je näher er dem endlichen Ziel ſeiner Reiſe

ſeines ganzen bisherigen Strebens rückte, je ernſter wurde ſein Denken. Noch ſah Wenz ſich nicht jeder Beſorgniß, jeder Gefahr enthoben, noch durfte er ſich nicht in vollſtändige Sicherheit wiegen. Konnte nicht auf Beurenhof irgend Jemand, ſo ein altes dienendes Inventarienſtück des Schloſſes leben, das den wirklichen Herrn von Beuren in der Jugend gekannt, ihn geſehen, als er heimlich Haus und Vater verließ? Dies war ſogar mehr als wahrſcheinlich, und wenn auch zwanzig Jahre das Aeußere eines Menſchen mächtig verändern, Etwas bleibt doch immer und der Abſtand zwiſchen dem todten und dem jetzigen Herrn von Beuren war, wenn auch nicht in Bezug auf die Geſtalt, doch auf die Geſichtszüge ein ganz bedeutender. Hatte dies nicht ſchon der Vogt von der Leyen unbewußt kundgegeben? Der todte Capitain hatte ein regelmäßiges männlich ſchönes Antlitz gehabt, er aber, Wenz, war ſich ſeiner knochigen, faſt abſtoßenden Züge mit den tiefliegenden finſter blickenden Augen wohl bewußt. Er mußte ſich auf eine derartige Begegnung gefaßt machen, doch einerſeits rechnete er auf ſein gutes Glück, das ihn bis jetzt auf ſeinen finſtern Wegen nicht verlaſſen, und

ferner nahm er ſich vor, wenn ein ſolcher Fall wirklich eintreten ſollte, ihm entſchieden und wenn es ſein müßte, mit brutaler Gewalt entgegenzutreten. „Ich bin nun einmal Capitain Hans von Beuren," ſo ſchloß er ſeine Gedankenkette, „habe alle Beweiſe dafür in Händen und wenn ich nicht ſelbſt daran zweifle, wird es Niemand wagen anderer Meinung zu ſein, — oder — Wehe ihm!"

In dieſem Augenblick blickte der finſter brütende Mann auf.

Er war vor einem kleinen Dörfchen angelangt, deſſen ärmliche Hütten ſich um ein Kirchlein mit ſchlankem Thurm gruppirten. Zur Seite und etwas entfernter als der kleine Ort, erblickte er einen großen Complex hoher Bäume, von einer Mauer umgeben. Eine nicht gewöhnliche Erregung bemächtigte ſich ſeiner, denn ein Ahnen ſagte ihm, daß er in der Nähe des Schloſſes angelangt ſei. Schon wollte er ſich an einige Leute wenden, die in ſeiner Nähe auf dem Felde beſchäftigt waren und den fremden Reiter in dem prächtigen rothen Rocke ſtaunend betrachteten, ſie fragen, ob dies Schloß Beurenhof wäre, als er noch zur rechten Zeit innehielt: Herr von Beuren, der nach ſeiner

Heimath zurückkehrt, darf keine ſolche Frage thun, das ſagte er ſich, doch auch zugleich, daß er in anderer Weiſe erfahren könne, was ihm zu wiſſen nöthig ſei.

Raſch gefaßt hielt er ſeinen Gaul an und rief den Bauern auf gut Glück zu:

„Heda, Ihr Leute! der Verwalter — Aufſeher des Schloſſes dort, iſt er daheim?“

Einer der Männer verließ die Gruppe und trat, die baumwollene Zipfelmütze in der Hand, ehrerbietig näher.

„Im Schloſſe wohnt Niemand, Herr,“ ſo ſagte er geſprächig, „ſeit der alte gnädige Herr von Beuren geſtorben iſt. Sein Kammerdiener und Secretarius, der die Schlüſſel in Verwahrung hat, liegt dort im Pfarrhauſe unſeres Dorfes todtkrank darnieder. Auch Nickel, der Wildhüter, der einzige von allen Leuten, die der geſtrenge Herr Vogt von Chur-Trier im Dienſte belaſſen, iſt bei ihm und ſo ſind denn zur Zeit alle Thüren und Thore des Gartens und des Herrenhauſes geſchloſſen. Früher, Herr, da war es anders.“ —

Der Reiter unterbrach den Sprecher in barſcher Weiſe und rief mit befehlendem Ton: „So geht und ſagt dem

Nickel, er ſolle augenblicklich Thüren und Thore öffnen, denn Herr Hans von Beuren ſei da und wolle in das Haus ſeines Vaters einziehen!“

Der Bauer, ein alter Mann mit grauen Haaren, war mitten in ſeiner Rede ſtecken geblieben. Auch als der Reiter geendet, vermochte er keine weiteren Worte mehr zu finden. Starr, mit offenem Munde, weit aufgeriſſenen Augen, ſtand er da und ſchaute den Fremden an, der ſich als der neue Herr des Schloſſes angekündigt. Hatte auch er den jungen Hans von Beuren gekannt, oder die Nachricht überhaupt ſo überwältigend auf ihn gewirkt? — Dafür aber waren die übrigen Bauern, die Alles gehört, bereits davon gelaufen, um die Kunde, daß der junge Herr von Beuren — der indeſſen gar nicht mehr ſo jung ausſah — heimgekehrt ſei und verlange, daß ihm das Schloß geöffnet werde, zu verbreiten.

Wenz wandte ſich von dem alten, ihn immerfort anſtarrenden Bauer ab, eine unbehagliche Grimaſſe verbergend, dann rief er abermals und womöglich noch barſcher als vorhin:

„Ich will mittlerweile einen Ritt um den Park machen und halte in einer Viertelſtunde vor dem Schloßthor. Iſt der Nickel mit den Schlüſſeln dann nicht zur Stelle, ſo jage ich ihn davon und ſeinen Kameraden nach.“

Hierauf drückte Wenz ſeinem Gaul die Sporen in die Weichen, und vom Wege abbiegend, trabte er auf die Mauer des Parkes zu, den er in ſeinem ganzen Umfange zu umreiten gedachte, wobei er dann auch wohl an der richtigen Eingangsſtelle, die der neue Eigenthümer doch kennen mußte, anlangen würde.

Der Bauer hatte noch eine Zeitlang mehr erſchrocken als verblüfft der raſch vorübergezogenen Erſcheinung des Reiters nachgeſchaut, dann ſenkte er traurig das Haupt und ſchritt langſam den Uebrigen nach, dem Dorfe zu, indem er vor ſich hin murmelte:

„Daß er ſich ſo verändert, ſo hart geworden — wer hätte das gedacht?! — Schlimme Zeiten werden kommen, für den Beurenhof — für uns!“

Der neue Herr des Schloſſes ſetzte während dem ſeinen Ritt um die Parkmauer, die ſchier kein Ende nehmen wollte, fort. Die Zähne hielt er feſt aufeinander-

gepreßt und in finſterer, drohender Glut blitzte ſein Auge unter den zuſammengezogenen Brauen, während tiefe Athemzüge ſeine Bruſt in Bewegung hielten. — „Der Alte verſuchte — und vergebens — in mir den jungen Hans wiederzuerkennen. — Alle Teufel! ſo muß ich wohl auch hier mich von den Menſchen abſondern und in das Schloß vergraben — wenn auch nur für die erſte Zeit. — Meinetwegen! — Das Neſt ſcheint mir recht geeignet dazu, denn die verdammte Mauer will kein Ende nehmen, und hoch iſt ſie auch — ſo hoch, daß wenn ich mich in die Bügel ſtellen würde, ich noch lange nicht hinüber ſchauen könnte. — Geduld, es wird ſchon kommen! — Iſt der Burſche — Nickel nannte ihn der alte Graukopf — nicht zur Stelle, jage ich ihn zu allen Teufeln — einen Grund dafür giebt er mir ja. Doch der alte Kammerdiener, der mich — das heißt, den wirklichen Hans von Beuren gekannt haben muß — ihn kann ich nicht davonjagen. — Haha! Der Satan wird ihn wohl bald holen, denn er ſoll ja todtkrank darnieder liegen, und ich brauche ihm ja vor ſeiner Höllenfahrt keine Viſite zu machen. Ruhig — ruhig, Wenz! In einer halben Stunde iſt's gethan, dann

biſt Du in Deinem Schloſſe, das endlich — endlich dort hinter den Bäumen hervorzulugen beginnt.“

Alſo murmelte er im Reiten und wirklich näherte er ſich jetzt dem Schloſſe, deſſen Seitenfront ſichtbar geworden war. Zugleich ſah er einen Mann in vollem Laufe daher kommen und dem Gaul die Sporen gebend, ritt Wenz in ſcharfem Trabe ſeinem Ziele zu, um der Erſte an Ort und Stelle zu ſein, einen Grund zu haben den Menſchen davonzujagen, im Falle dieſer ihm nicht behagen ſollte.

Doch zu gleicher Zeit mit dem Wildhüter Nickel langte der neue Schloßherr vor dem Eingang an. Einen ſcharfen Blick warf er auf den noch jungen Menſchen, dann wartete er bis Jener das Thor weit geöffnet hatte und ohne ein Wort zu ſagen ſprengte er in den Hof. Indem er vom Pferde ſtieg, rief er dem Burſchen zu:

„Schließe das Thor wieder und führe mich in das Schloß. — Vorher jedoch beſorge meinen Gaul. Heu und Hafer giebt's wohl in den Ställen?“

„Vollauf, gnädiger Herr,“ entgegnete der Andere noch

keuchend, indem er zugleich mit größter Haſt den erhaltenen Befehlen nachzukommen ſuchte.

Wenz ſchien zufrieden, von dem Menſchen hatte er nichts zu befürchten. Er kehrte ihm den Rücken und während der Wildhüter das Pferd in einen der Ställe führte, ſchritt er auf das Schloß zu, vor deſſen Hauptfaçade er ſtaunend ſtehen bleiben mußte.

Es war ein prächtiges Gebäude, Schloß Beurenhof, welches nun vor ihm lag und mit all ſeinen Gärten und Gütern ſein Eigenthum ſein ſollte. Die beiden Seitenflügel, welche nicht allzugroß, doch in kecken Formen aus der Hauptfronte vorſprangen; die zwiſchen ihnen ſich erhebende, breite Doppeltreppe mit ihrer, wenn auch etwas ſchwerfälligen, doch reichen Baluſtrade; die vielen verſchnörkelten Verzierungen über der Eingangsthüre und den Fenſtern, die hohen Manſard-Dächer mit ihren thurmartigen Schornſteinen — dies Alles gab dem Ganzen etwas wahrhaft Adeliges, das einem Manne wie Wenz, beſonders in dieſem Augenblick, einen gewaltigen Eindruck machen mußte. Lange ſtand er da, die blitzenden gierigen Blicke auf das Haus gerichtet, und gewaltſam mußte er

ſich zuſammennehmen, um nicht einen wilden Freudenſchrei auszuſtoßen. Der Wildhüter warf verſtohlen von Zeit zu Zeit neugierig furchtſame Blicke auf den Mann, der von nun an ſein Gebieter und Herr des Schloſſes ſein würde, doch mochte er wohl deſſen Anſtarren des Gebäudes ganz natürlich finden, da Herr von Beuren den Ort, wo er geboren, nach langen Jahren zum erſten Mal wiederſah. Endlich näherte er ſich unterwürfig ſeinem neuen Herrn, der merklich zuſammenfahrend, ihn bedeutete Thüren und Fenſter zu öffnen, während er ſelbſt noch eine Weile im Garten bleiben wolle.

Nickel flog die Stufen hinan und bald waren ſämmtliche Läden und auch die Fenſter der unteren und Hauptetage weit geöffnet. Während dem wandte ſich Wenz dem Garten zu, der vor dem Schloſſe lag. Mit ſcharfen Blicken durchſpähte er die Alleen, von mächtigen Bäumen überwölbt. Verſchnörkelte Blumenbeete, die nur etwas verwildert erſchienen, Rabatten, mit Statuen und Vaſen geziert, bemerkte er und in der Ferne einen Springbrunnen mit einem gewaltigen, auf Delphinen reitenden Neptun. Vor Luſt und freudiger Gier ſchauerte er förmlich zuſam-

men, denn ſo reich und prächtig hatte er ſich das Schloß in den Moſelbergen nicht gedacht und — „Alles dies iſt mein — mein!“ rief er leiſe, doch mit glühendem Tone, worauf er ſich endlich wieder dem Schloſſe zuwandte und dann langſam die breiten Steinſtufen der Treppe hinanſtieg.

Unter der Thüre erwartete ihn in demüthiger Stellung der Wildhüter Nickel.

„Voran!“ herrſchte Wenz ihm zu und mit feſtem Schritt betrat er das erſte Gemach, den Hauptſaal des ganzen Gebäudes. Prächtig, wenn auch etwas verſtaubt, waren Tapeten und Möbel, die große Boule-Uhr auf dem Kamin, die Kryſtallleuchter an den Wänden und der reich mit Stuccatur verzierten Decke. Rechts und links waren die Thüren weit offen und ließen ebenſo prächtige wie wohnliche Nebengemächer ſehen.

Der neue Schloßherr zögerte, er fürchtete beim Weitergehen ſeine Unkenntniß der Localitäten zu verrathen und das durfte nicht ſein. Auch drängte es ihn, einige Worte mit dem Manne zu reden. Er warf ſich daher wie erſchöpft, oder in etwas angegriffen auf das ſeiden-

damaſtene Sopha mit den verſchnörkelten und vergoldeten Armlehnen, doch ſo, daß ſein Geſicht im Schatten lag, dann winkte er den Diener zu ſich heran und fragte:

„Seit wann biſt Du im Dienſt hier im Schloſſe?“

„Drei Jahre ſind es, gnädiger Herr, da machte mich der verſtorbene Herr von Beuren zu ſeinem Gärtner und Wildhüter; ich bin aus dem Dorfe dort und diente früher im Schloſſe für Taglohn.“

„Wo halten ſich die übrigen Diener auf? “

„Das mag der Himmel wiſſen! Außer den wenigen Taglöhnern aus unſerm Dorfe, die dann und wann im Garten beſchäftigt waren, ſind Knechte und Bediente auf und davon gegangen, nachdem der geſtrenge Herr Vogt von der Leyen ſie ausgezahlt und entlaſſen. Nur ich durfte bei dem alten Herrn Gottfried bleiben. Doch wird es der Herr Kammerdiener und Secretarius wohl nicht lange mehr machen und es iſt ein wahres Glück, daß Euer Gnaden endlich gekommen.“

„Hat der Alte, welcher die Aufſicht über Alles führte, Dir nicht die Schlüſſel zu den Kiſten und Kaſten für mich gegeben?“

„Nein, gnädiger Herr," antwortete der Knecht mit einiger Verlegenheit. „Er ſagte, daß er Euch dies Alles ſelbſten einhändigen wolle, auch noch verſchiedene Mittheilungen Eures verſtorbenen Herrn Vaters zu machen habe, und da er zugleich vor Begierde brenne, Euer Gnaden wiederzuſehen, doch ſterbenskrank darniederliege und nicht anherkommen könne, um ſeine Aufwartung gebührendermaßen zu machen, ſo bitte er dringend den gnädigen Herrn von Beuren, ſich doch zu ihm in das Pfarrhaus bemühen zu wollen."

Der Andere ſchwieg einen Augenblick und ſtarrte finſter vor ſich hin. Er rang nach einem Entſchluß, denn was er jetzt zu thun im Begriff ſtand, erſchien ſogar dem harten Menſchen widernatürlich. Doch es mußte ſein, es gab keinen andern Ausweg. Er fühlte, daß er verloren ſei, wenn er mit dem Alten zuſammenträfe und wie das Glück ihn abermals begünſtige, indem es dieſer gefährlichen Perſönlichkeit unmöglich geworden ſich ihm zu nähern. Entſchloſſen richtete er endlich das Haupt wieder empor und den Wildhüter mit einem halb verächtlichen,

halb drohenden Blick anſchauend, rief er mit barſchem Tone:

„Weg damit! ich will ihn nicht ſehen. Ich habe an den Todten und Sterbenden der letzten Kriegsjahre genug und mag hier kein ſolches Schauſpiel mehr haben. Er kann ohne mich abfahren, das ſage ihm und gieb ihm zugleich dieſen Brief meines — Vaters, mit dem abermaligen ausdrücklichen Befehl, Schlüſſel und Alles, was er noch von meinem Erbe in Händen habe, mir ſofort auszuliefern, wenn ich ihm nicht den Ortsſchulzen, oder gar den Vogt von der Leyen auf den Hals ſchicken ſoll. Dabei bleibt's und nun — marſch fort!“

Zugleich nahm er den Brief des verſtorbenen Herrn von Beuren, der ihm ſchon einmal ſo gute Dienſte geleiſtet, aus der Bruſttaſche ſeines rothen Rockes und hielt ihn dem ſtarr mit offenem Munde daſtehenden Nickel entgegen.

Der Mann war durch die barſche Rede ſeines neuen Gebieters derart in Schrecken verſetzt worden, daß er im erſten Augenblick vollſtändig unfähig war ein Glied zu rühren. Höchſt unſanft wurde er indeſſen geweckt, denn

Wenz war plötzlich aufgesprungen und ihm einen derben Schlag auf die Schulter gebend, schrie er:

„Aufgewacht, Schlafmütze, und hinaus! oder beim Satan! ich mache dir Beine!“

Der Mensch zuckte unter der Wucht des Schlages förmlich zusammen, doch schon im nächsten Augenblick griff er hastig nach dem Briefe und rannte wie besessen davon, ohne ein Wörtchen zu sagen, oder sich nur mit einem Blick nach seinem neuen grimmigen Herrn umzuschauen. Eine laute höhnische Lache schickte Wenz ihm nach, dann rief er:

„Das wäre gelungen! Nun kann er im Pfarrhause und im Dorfe sagen, der neue Herr von Beuren sei der leibhaftige Satan, die Kerle werden es ihm schon glauben und mir so viel als möglich vom Halse bleiben! Doch läuft der Bursche so fort, wird er bald wieder hier sein und ich habe keine Zeit zu verlieren.“

Nun ging eine plötzliche Veränderung mit dem Manne vor. Mit der Behendigkeit eines Raubthiers sprang er in eines der Nebengemächer und schaute sich um. Es war ein kleiner reich ausgestatteter Spiel- und Musik-Salon,

denn ein Brettſpiel und ein vergoldetes Spinett bemerkte er. Doch Wenz hielt ſich nicht auf; er wollte ſich nur flüchtig in dem ganzen Gebäude, das er als Sohn des Hauſes doch kennen mußte, umſehen, und ſo eilte er denn weiter, von Zimmer zu Zimmer, die Treppe hinauf in den obern Stock, dann wieder hinunter durch die Räume des andern Seitenflügels. Ueberall Pracht und Reichthum, koſtbare Möbel, ſeidene Vorhänge und bunte Draperien, ſchwellende Betten und rieſige Schränke, die gewiß voll Linnen und Kleidungsſtücke ſtaken. In dem letzten Zimmer, das wieder an den Hauptſaal ſtieß, verweilte der Haſtige, nach Ruhe und Athem ringend, längere Zeit. Es mußte das Arbeitszimmer des Verſtorbenen geweſen ſein, denn die Möbel waren einfacher und zeigten ſtärkeren Gebrauch. Beſonders feſſelte eine große verſchnörkelte Schreibkommode ſeine gierigen Blicke. — „Hier hat er geſeſſen und — gerechnet, und hier liegt ſein Geld," murmelte Wenz mit unheimlichem Ton, indem er beide ausgebreiteten Hände, wie die Fänge eines Adlers, auf die feſtverſchloſſene Platte krallte. Mit mächtiger Kraft rüttelte er an dem Verſchluß, doch vergebens! Da ließ ſich

der lautſchallende Schlag des zufliegenden Hofthors vernehmen, ein Zeichen, daß der Wildhüter zurückgekehrt ſei. Wenz eilte in den Saal und ſaß bereits wieder ſcheinbar ruhig an derſelben Stelle auf dem Sopha, als Nickel keuchend und athemlos das Gemach betrat.

Der Burſche hielt ein gewaltiges Schlüſſelbund, den bewußten Brief und ein Stück Papier in den Händen, doch noch bevor er ein Wort zu reden im Stande war, ſprach Wenz ihn an, diesmal mit freundlichem Tone, wohl um den Menſchen nicht vollends einzuſchüchtern und gar zu ſehr von ſich abwendig zu machen.

„Wie ich ſehe, haſt Du meinen Auftrag raſch und pünktlich ausgeführt. Das iſt recht, ſo lieb ich's, und fährſt Du ſo fort, werden wir ſchon gut mit einander auskommen. Jetzt gieb die Schlüſſel her und richte Deine Botſchaft aus."

Nickel fühlte ſich in der That durch den Ton und die Worte merklich beruhigt und indem er das Bund Schlüſſel und den Brief auf den Tiſch niederlegte, reichte er ſeinem Herrn das Stückchen Papier und ſagte:

„Ich meldete Herrn Gottfried den Befehl des gnädigen Herrn und gab ihm den Brief. Er warf nur einen Blick hinein und ließ mir dann durch den Herrn Pfarrer die Schlüſſel reichen, worauf er einige Zeilen für Euer Gnaden auf dies Stückchen Papier ſchrieb. Es wurde dem armen kranken Mann herzlich ſchwer und er weinte faſt — daß er Euch nicht ſehen ſollte. Doch hofft er zu Gott, in einigen Tagen ſo weit zu ſein, um ſeine Aufwartung machen zu können.“

Wenz zuckte gleichgültig die Achſeln, während er ſich bemühte, die Schriftzüge, welche das Papier enthielt, zu entziffern. Doch dies war nicht leicht, denn die Buchſtaben erſchienen verzerrt, wie von der Hand, mit dem Blick eines Schwerkranken geſchrieben. Auch waren ſie an verſchiedenen Stellen verfloſſen, als wenn einzelne Waſſer- oder Thränentropfen darauf niedergefallen.

Dem harten Menſchen pochte das Herz und finſter zog ſich ſeine Stirne zuſammen, während die Nägel der Finger das Papierſtückchen preßten und zu zerreißen drohten. Ohne aufzublicken und weiter zu dem ängſtlich vor ihm ſtehenden Wildhüter zu reden, ſetzte er ſeine Bemühung,

die Schrift zu entziffern, fort. Nur einige Wörter vermochte er zu leſen; ſie lauteten:

— „Gold — Schreibkommode — geheime Gefache.“ —

Verächtlich warf Wenz das Papier vor ſich auf den Tiſch, indem er murmelte:

„Dummheiten! Ein kräftiger Fauſtſchlag, oder ein Fußtritt wird das alte Möbel ſchon zwingen, mir ſeinen Inhalt herauszugeben.“

Jetzt begann ſeine ganze Geſtalt ſich zu recken und zu dehnen; er blickte auf und das finſtere Geſicht verzog ſich zu einem Lächeln, bis er endlich mit einem ganz andern, faſt heitern Ton, der dem armen Nickel wie Muſik klingen mußte, ſagte:

„Das wäre abgethan, jetzt wollen wir an Anderes denken. Holla, Burſche, iſt Wein im Keller? Ich hoffe es, wenn auch die Küche kahl ſein wird, wie ein ausgeſtorbenes Mauſeloch. Nimm die Kellerſchlüſſel, welche Du ja kennen mußt, ſpringe hinunter und hole mir vom Allerbeſten — und zur Genüge, denn ich will die Nacht zum Ordnen meiner Angelegenheiten benutzen. Für einen Imbiß wirſt Du auch wohl Sorge zu tragen wiſſen. Geh

in's Dorf und bringe, was Gutes aufzutreiben iſt, der neue Herr von Beuren wird es zahlen. — Aber flink, wenn ich nicht ein neues Donnerwetter loslaſſen ſoll."

Nun ſtreckte er ſich behaglich in ſeiner ganzen Länge auf dem weichen ſeidenen Sitz aus, während Nickel ſchon das Schlüſſelbund geöffnet und die ihm wohlbekannten Keller- und Schrankſchlüſſel herausgeſucht hatte. Flink, wie ihm befohlen, ſprang der Mann von dannen und nicht lange dauerte es, da prangte vor dem neuen Schloßherrn, der ſeine bequeme Stellung nicht verlaſſen hatte, ein großer ſilberner Präſentirteller mit einer gewaltigen Kanne von gleich edlem Metall und koſtbarer Arbeit und einem feinen geſchliffenen Kelchglaſe.

Das Auge des Ruhenden blitzte, ſeine Bruſt hob ſich ſichtbar vor Luſt und ſündiger Befriedigung. Ein Wink und Nickel ſchenkte das Glas voll Wein, der golden blinkte und das Zimmer wahrhaft durchduftete. Nur halb erhob ſich Wenz und ließ dann in einem langen Zuge den köſtlichen Inhalt des nicht kleinen Trinkgefäßes die Kehle hinabfließen. Mit einem „Ah!" der Befriedigung ſetzte er das Glas wieder hin und fragte:

„Und das Eſſen, Burſche, wie ſteht es mit dem?“

„Ich habe ſchon früher daran gedacht und im Pfarrhofe braten in dieſem Augenblick ein paar fette Hühner für Euer Gnaden, die ich nun holen werde.“

Einen ſtaunenden, doch wohlzufriedenen Blick warf Wenz auf den Wildhüter, dann rief er:

„Beim Satan, Burſche, ich habe Dich verkannt! Du biſt anſtelliger, wohl auch — ſchlauer als ich gedacht. Um ſo beſſer! einen ſolchen Kerl kann ich gebrauchen.“

„Der gnädige Herr ſoll ſchon mit mir zufrieden ſein. Morgen werde ich für Beſſeres ſorgen, denn an Wild fehlt es nicht in unſerm Revier!“ So rief Nickel vergnügt und ſchon im folgenden Augenblick ſprang er wieder hinaus, um das nöthige Gedeck, welches ebenfalls von Silber war, und dann den Braten aus dem Pfarrhauſe zu holen.

Wenz war wieder allein; ſeine Stellung veränderte er nicht und in Gedanken ſchien er das Erreichte durchzukoſten und mit Muße zu genießen. Diesmal dauerte es eine ziemlich lange Weile, bis Nickel zurückkehrte, doch brachte er dafür, als er endlich anlangte, nicht allein ein

paar appetitlich ausſchauende gebratene Hühner, ſondern auch noch etwas ganz Anderes mit, das dem neuen gnädigen Herrn von Beuren nicht ſo gut munden ſollte.

Vor dem Dorfe war der Wildhüter einem Reiter auf einem ſchwerfälligen Gaul begegnet, der nicht recht zu wiſſen ſchien, ob er weiterreiten oder einkehren ſollte. Eine an Nickel geſtellte Frage und deren Beantwortung durch den Wildhüter ſchienen entſcheidend zu wirken, denn der Reiter trieb ſeinen Gaul von Neuem an und trabte neben dem mit ſeinem Braten eilig dahinlaufenden Diener des Herrn von Beuren auf das Schloß zu. Der neue Ankömmling war kein Anderer als der Sponheim'ſche Thurm- und Gerichtsſchreiber, der gekommen, um dem Schloßherrn durch deſſen Vorladung nach Trarbach eine gewiß ebenſo unerwartete als unwillkommene Ueberraſchung zu bereiten.

Mit dem ſehnlichſt erwarteten Braten empfing Wenz die Nachricht, daß ein fremder Menſch den Herrn von Beuren zu ſprechen wünſche.

„Wird wohl ein Abgeſandter des Cröver Vogts ſein," ſagte ſich Wenz, indem er das gebratene Huhn zerlegte und dann zu eſſen begann. „Wer ſonſt könnte auch ſchon

von meiner Anweſenheit im Schloſſe wiſſen?“ Laut und eſſend ſetzte er hinzu: „Nur herein mit dem Manne!“

Im folgenden Augenblick trat der Thurmſchreiber ein, ſich ſchon an der Thüre in furchtſam-devoter Weiſe tief und immer tiefer vor dem vornehmen Herrn verbeugend.

„Genug der Grimaſſen!“ herrſchte Wenz barſch und ungeduldig ihn an, „und heraus mit der Sprache. Wer ſchickt Euch — was wollt Ihr von mir?“

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr,“ ſtotterte der Trarbacher, „ich komme im Auftrag des gräflich Sponheim'ſchen Gerichts — das heißt des wohlehrſamen Herrn Schultheißen von Trarbach, wie auch des geſtrengen Herrn Vogt's von Chur-Trier, um Euer Gnaden dies Schreiben zu überreichen.“

Wenz war anfänglich der Biſſen im Munde ſtecken geblieben. Die Ahnung einer ihm drohenden Gefahr hatte ihn mächtig überkommen, doch bei der Erwähnung des Vogts, ſeines guten Freundes, athmete er wieder auf und ergriff keck das ihm aus geziemender Ferne hingehaltene Schreiben. Raſch war das mächtige Siegel erbrochen und er las. —

Das Eſſen war vergeſſen und immerfort ſtarrte der Leſer in den Brief, deſſen Inhalt er haſtig überflogen. Das war raſch gegangen! und welche Folgen?! — Die That war bekannt geworden, den vermeintlichen Thäter hatte man entdeckt, wie auch bereits Aufklärung über die Perſon des Getödteten erhalten — und er, Wenz, ſollte zeugen, — zeugen gegen den eigenen Bruder, der als Mörder angeklagt. Das war zu viel auf einmal, ſelbſt für den Mann mit dem harten Herzen, und Gewalt mußte er ſich vor den beiden Leuten, die kein Auge von ihm abwendeten, anthun, um nicht zu verrathen, was ihn bewege und erſchüttere. Endlich, nach einer langen unheimlichen Pauſe hob er das Haupt empor, und den durchdringenden Blick auf den Thurmſchreiber gerichtet, ſagte er ſcheinbar ruhig und mit feſter Stimme:

„Ich muß in der That glauben, daß meinem Diener irgend ein Unglück paſſirte, denn ſonſt dürfte er ſchon längſt hier ſein. Setzt Euch her zu mir und während ich eſſe, erzählt des Genaueren, wie Alles ſich zugetragen und wie man den Mörder entdeckt. — Nickel, einen Becher Wein für den Mann!“ herrſchte er ſeinem Diener wieder

in früherer barſcher Weiſe zu, worauf der Wildhüter ſich beeilte, dem Befehl nachzukommen, während der Trarbacher keinen rechten Muth zu haben ſchien, ſich in Gegenwart des geſtrengen Herrn von Beuren nieder zu ſetzen und mit demſelben zu trinken.

Es dauerte noch eine Weile, bis der Thurmſchreiber im Stande war zu erzählen, dann aber wuchs zuſehends ſeine Courage. Herr von Beuren hörte ihm aufmerkſam zu, doch aß er nicht weiter, unangerührt blieb das köſtliche Geflügel auf ſeinem Teller liegen — der Bericht mußte ihn wohl mehr als gewöhnlich intereſſiren. Keine Sylbe ſprach er und erſt nachdem der Mann alles erzählt, was er wußte — und er wußte nur zu viel! — vermochte Wenz zu ſagen:

„Euer Bericht hat mich ergriffen — ich will es nur geſtehen — das Schickſal meines armen Dieners geht mir zu Herzen, denn daß er es iſt, ſcheint mir nach der Auffindung des Gauls faſt keinem Zweifel mehr zu unterliegen. Doch will ich mich ſelbſt überzeugen und morgen — nach Trarbach kommen. Nehmt dies Goldſtück für Eure Mühe, reitet heim und vermeldet meinen Willen

den beiden Herren, doch vergeßt nicht, dem von der Leyen mit meinem Gruß zu ſagen, daß ich ihn morgen bei meinem Eintritt ſofort in ſeiner Herberge aufſuchen werde.“

Der Andere ſteckte das ihm gereichte glänzende Stück Geld freudeſtrahlend ein, dann erhob er ſich und verließ nach mehrfachen Verbeugungen, von Nickel gefolgt, den Saal und das Schloß, um ſeelenvergnügt über den Ausgang ſeines Auftrags nach Trarbach zurückzukehren.

In die Kiſſen des Sophas ſank Wenz zurück und eine lange, lange Weile blieb er nachdenkend liegen. Er fühlte ſich in der That ergriffen, beunruhigt und war nicht im Stande, ſo ſehr er ſich auch anſtrengte, die ihm drohende Gefahr als eine leicht und glücklich vorübergehende ſich vorzuführen.

Sein eigener Bruder iſt der That angeklagt, die er, Wenz, begangen, und zwar durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden, die abermals er, wenn auch unabſichtlich, veranlaßt. Schon taucht ein hölliſch ſchwarzer Gedanke in dem entarteten Menſchen auf: der Bruder aus dem Wege — hat er von ihm nichts mehr zu fürchten. Doch vorher wird er ihn ſehen, ihm gegenüber ſtehen und Je-

ner wird ihn erkennen. — „Das darf nicht ſein!“ ſchreit er, von plötzlicher Angſt gequält und von ſeinem Lager emporfahrend, auf. „Doch wie es verhindern?!“ tönt es gleichſam als Antwort, und wieder ſinkt er brütend in die weichen ſeidenen Kiſſen zurück.

Den Diener heißt Wenz die Lichter anzünden, ſich dann entfernen und einen Theil der Nacht bleibt er ausgeſtreckt auf dem Sopha liegen. Endlich erhebt er ſich und betritt feſten Schrittes das Arbeitszimmer des verſtorbenen Herrn, um einen Verſuch zu machen, die geheimen Gefache der Schreibkommode zu öffnen.

Zehntes Capitel.

Im Thurm.

Die Stadt Trarbach beſaß zur ſelben Zeit zwar noch Mauern mit Thoren und Thürmen, doch hatten dieſe Befeſtigungen in den letzten Kriegen ſtark gelitten, beſonders im Jahre 1734, als die Franzoſen die Stadt durch einen Handſtreich, die ſie beherrſchende Gräfinnenburg nach langer und harter Belagerung eroberten. Da wurde die feſte Burg der Gräfin Lauretta von Sponheim geſprengt und zerſtört, ſo daß nur Ruinen von dem einſt ſo ſtolzen Herrenſitze übrig blieben. Damals litten auch die Trarbach'ſchen Thürme und Mauern ſehr, und zur Zeit unſerer Erzählung, alſo etwa vierzehn Jahre nach jenen Kriegsdrangſalen, dachten die Bürger noch nicht daran, ihre Heimath auf's Neue zu befeſtigen. Nur nothdürftig waren

die Mauerlücken, die Thürme reparirt worden, beſonders der Thurm, welcher früher die Verbindung mit der Gräfinnenburg beſchützte. Ueber der Stadtmauer ragte er mit ſeinen zerbröckelten Zinnen empor. Auch in ſeiner unteren Hälfte zeigte er noch ſtarke Breſchen und Riſſe im Mauerwerk, doch die kleinen Schießlücken des oberen Theils waren mit ſtarken Eiſengittern wohl verwahrt. Ueber die Stadtmauer führte der Weg in den Thurm und vermittelſt hölzerner Leitern gelangte man durch ein feſtes Gewölbe in den ebenfalls gewölbten oberen Raum, der als Gefängniß für ſchwere Verbrecher diente.

Es war eine niedere runde Zelle, die nur ein aus vier Brettern rohgezimmertes Lager, das mit moderndem Moos gefüllt war, enthielt. Vier ſchmale, mit Eiſenſtäben verwahrte Schießſcharten erhellten den engen Raum. Drei davon gewährten Ausblicke nach der Moſel, über die alterthümliche Stadt und nach dem Thal des Kautenbachs, doch die vierte ließ nur eine kahle Bergwand ſehen und die zerbröckelten Reſte der ſteilanſteigenden Mauer, welche ſich nach der hochgelegenen Gräfinnenburg hinaufzog.

In dieſem engen Gewahrſam ſaß der Fiſcher Joſt, den ſeine Richter der furchtbaren That für überführt erklärt und zum Galgen verurtheilt hatten. Durch die Angſt des Schultheißen vor ſeinem Herrn Collegen, dem chur-trier'ſchen Vogt, war die hochnothpeinliche Prozedur mit einer für damalige Rechtspflege ſeltenen Raſchheit geführt worden und ſchon am andern frühen Morgen ſollte, wie wir wiſſen, dem Maleficanten ſein Recht geſchehen, das heißt: er gehängt werden. So vermeinte denn der arme Joſt, daß er nur noch eine Nacht zu leben habe, denn was nach ſeiner Verurtheilung vorgefallen und eine Verſchiebung der Execution, ſowie eine neue Prozedur nöthig gemacht, war dem armen Menſchen unbekannt geblieben. In dumpfem Brüten ſaß er da, nur von dem Gedanken an ſein todtes Weib, ſein hülfloſes Kind erfüllt. Seit ſeiner Verhaftung hatte kein anderes Denken in ihm aufkommen können; unabläſſig ſah er das bleiche Antlitz der geliebten Todten vor ſich. Bei ſeiner Ueberführung nach Trarbach, ſelbſt während des Verhörs hatte dies Bild ihn nicht verlaſſen und ſo war es denn gekommen, daß er auf die Fragen ſeiner Richter kaum oder nur noth-

dürftig und faſt verlegen geantwortet. Hierdurch waren Jene in ihrem Glauben an die Schuld des Gefangenen nur beſtärkt worden und die Verurtheilung mußte erfolgen. Theilnahmlos hatte Joſt das Urtheil mit angehört, und ohne ein proteſtirendes Wort ließ er ſich in den Thurm führen, den er morgen mit Tagesgrauen verlaſſen ſollte — um dann für immer und auf ſo entſetzliche Weiſe von der Welt zu ſcheiden.

Unbeweglich blieb er auf dem Steinboden ſitzen. Er hörte nicht die ſchwere Fallthüre, die lautſchallend zuſchlug, nicht wie eine Leiter weggezogen wurde und die Knechte den Thurm verließen. Er achtete auf nichts, denn immer und immer nur ſah er ein todtes Antlitz, das ihn mit halbgeſchloſſenen Augen anſtarrte. Stunde um Stunde verging alſo und die Nacht kam heran. In dem engen Gelaß wurde es bald dunkel, während draußen erſt die Abenddämmerung hereingebrochen war. Jetzt erſt ſchaute Joſt auf. Eine Weile ſtarrte er umher, als ob er aus einer dumpfen Betäubung erwache, dann aber, das Bewußtſein ſeiner Lage mußte in ihm lebendig geworden ſein, ſchlug er beide Hände vor das Geſicht und fing ſchmerz-

lich an zu weinen. Die Thränen löſten vollends die Bande, welche ſeinen Geiſt bis dahin gefangen gehalten, und immer heller wurde es in ihm, immer klarer erſchien ihm ſeine entſetzliche Lage. Als überführter Mörder ſollte er am Galgen ſterben und ſein Kind — die Schande des Vaters tragen durch das ganze Leben! Das war zu entſetzlich, und ſein Körper begann ſich zu ſchütteln vor Weh und Erregung. Da hielt er plötzlich inne, ließ die Hände ſinken und ſchien zu horchen. Es war ihm, als ob er Weinen vernehme — das Weinen ſeines armen Kindes! Es klang ihm ſo bitterlich in's Ohr, faſt als ob es Worte geweſen wären, die den Jammer kündeten, der das als Tochter eines Mörders gebrandmarkte arme Weſen unabläſſig verfolge und peinige.

„Das darf nicht ſein!“ ſchrie der Mann plötzlich auf und ſprang vom Boden empor. „Ich darf nicht als Mörder ſterben — um meines Kindes willen nicht!“ Neue Kraft ſchien ihn zu beſeelen und, als ob der Gedanke ſofort zur That werden ſollte, eilte er an eines der engen Fenſter hin und ſchaute hinaus.

Draußen lag die Abenddämmerung über der Stadt und den Bergen gebreitet, doch Joſt vermochte noch immer ſo viel zu ſehen, um zu erkennen, in welcher Gegend ſein Gefängniß liege. Nach Traben konnte er hinüber ſchauen, dort, nach dem wilden Kautenbach-Thal, und hier ſah er die Bergwand der zerſtörten Gräfinnenburg ganz nahe vor ſich. Wie ein Blitzſtrahl durchfuhr es ihn, dort liegt Dein Rettungsweg, dort hinaus ſoll es gehen! An den Eiſenſtäben der Schießſcharten rüttelte er mit aller Macht, doch vergebens! Die waren zu feſt in das ſtarke Mauerwerk gefügt, als daß man ohne Werkzeuge ſie hätte löſen können. Selbſt wenn dies gelungen, wenn es möglich geweſen, ſich durch die gar ſchmale Oeffnung hindurchzuzwängen, ſo war ein Hinablaſſen von dieſer Höhe ohne genügende Stricke eine Unmöglichkeit.

Bald wurde Joſt ruhiger, da er fühlte, daß ein ſinnloſes Beginnen ihm die Freiheit nicht würde verſchaffen können. Er kannte nun den Thurm, wußte, das deſſen Mauerwerk von außen, beſonders in den unteren Theilen, an mehreren Stellen Lücken hatte und ſtark zerbröckelt war. Konnte er in das unter ihm liegende Ge-

wölbe gelangen, ſo war viel — vielleicht Alles gewonnen. So machte er ſich denn allſogleich an die Unterſuchung der Fallthüre. Raſch überzeugte er ſich, daß dieſelbe von unten durch ein ſchweres Schloß geſchloſſen werde. In zwei ſtarken eiſernen Kloben, im Mauerboden der Zelle befeſtigt, bewegte ſich die Thüre. Hier zeigte ſich eine Ausſicht auf Erfolg, denn als Joſt mit aller Kraft an dieſen Eiſen zu rütteln begann, fühlte er, wie ſie nachgaben und ſich bewegten. Das Gefüge der Steine war locker und es zerbröckelte mehr und mehr, je länger Joſt an den Kloben rückte und zog. Immer glühender loderte der Trieb ſich zu befreien in ihm auf, und dieſer kleine, doch ſichere Erfolg gab ihm neue Kräfte. Auf dem Boden lag er und während Schweiß ſein Angeſicht überſtrömte, arbeiteten die Hände an den Eiſen, die endlich — endlich, eines nach dem andern, nachgaben und dann zwiſchen den Steinen herausgezogen werden konnten.

Erſchöpft ließ ſich der Gefangene nun auf den Steinboden niederfallen. Matt ſanken ſeine Arme nieder und hörbar keuchte ſeine Bruſt, denn ſo anhaltend und mit dem Aufgebot aller Kräfte hatte er gearbeitet. Eine Weile

mußte er alſo liegen bleiben, bis er im Stande war ruhiger zu athmen. Dann aber ging er wieder an's Werk. Die ſchwere Fallthüre, die nur noch von dem Hängeſchloß gehalten wurde, ließ ſich emporheben und der Ausgang war frei.

Doch welch' ein Ausgang zeigte ſich dem Armen! Wie ein ſchwarzer Schlund gähnte ihm das Innere des Thurmes entgegen. Die Leitern waren fort und wie tief es bis auf den Boden des Thurmes ſei, vermochte Joſt nicht zu erkennen. Einen Stein warf er hinab und es dauerte merklich lange, bis ein Schall ihm kündete, daß derſelbe unten aufgefallen. Das untere Gewölbe erwies ſich als zerſtört, und hohl war der Thurm bis auf den Boden.

Entſetzt, mit irren, verzweiflungsvollen Blicken ſtarrte Joſt in die ſchwarze Tiefe unter ihm. Eines hatte er erreicht — um zu ſehen, daß eine Rettung wohl unmöglich ſei. Mit Gewalt verſuchte er ſich den Weg zu vergegenwärtigen, auf welchem er in den oberen Gefängnißraum gekommen. Mehrere Leitern war er emporgeſtiegen, durch ein zertrümmertes Gewölbe, bis er in ſeinem Kerker angelangt. Hinabzuſpringen war nicht möglich und um ſich

hinab zu laſſen, dazu fehlte ihm Alles. Wie er ſo in die Tiefe hinabſchaute, ungewiß ob er den entſetzlichen Sprung wage, der ihn entweder befreien, oder für immer vernichten könne, bemerkte er eine ziemlich große Oeffnung in der Mauer des Thurmes und nicht weit unter dem Gewölbe, auf welchem er ſtand. Es war eine vom Feinde geſchoſſene Breſche, die man nicht nöthig gefunden zu repariren, da der obere Raum ja feſt verwahrt war. Das matte Licht des Nachthimmels ließ die Lücke erkennen, wie auch die gewaltige Dicke der Thurmmauer. Auf dieſe Stelle richtete Joſt ſein Augenmerk, konnte er ſie erreichen, ſo glaubte er ſich befreit. Ein Herabklettern an der zerbröckelten Außenmauer des Thurmes durfte wohl ſchwierig, doch am Ende zu bewerkſtelligen ſein.

Auf den Boden, vor die offene Fallthüre ſetzte ſich Joſt und ſtrengte all ſeine Denkkraft an, um ein Mittel zu finden zu dieſer Mauerlücke zu gelangen. Das Innere ſeiner Zelle mochte einen Durchmeſſer von etwa fünfzehn Schuh haben, er ſich alſo ungefähr zehn Schuh von der rettenden Oeffnung entfernt befinden. Ein Brett von dieſer Länge hätte eine Verbindung zwiſchen der Fallthüre und

jener Mauerlücke herſtellen können. Doch woher ein ſolches nehmen?

Da fuhr der Sinnende plötzlich auf, er mußte gefunden haben, was er geſucht, denn nach der Stelle, wo er ſein ärmliches Lager wußte, bewegte er ſich. Den hölzernen mit Moos gefütterten Bettkaſten betaſtete er. Gefunden und — gerettet! hätte der Arme aufjubeln mögen, wenn ihn nicht die Furcht vor dem Knechte zurückgehalten, der draußen auf der Stadtmauer den Thurmeingang bewachte, wie er dies früher deutlich geſehen. Das leichtgefügte Geſtell riß er auseinander und nun ſah er ſich im Beſitz von zwei Brettern, die beide wohl vierzehn Fuß lang ſein mochten und ihm ganz gut als Brücke dienen konnten. Doch er mußte ſie zuſammenfügen, da ſie einzeln nicht tauglich waren. Hatte er doch die beiden eiſernen Kloben, womit die Fallthüre im Boden befeſtigt geweſen! Ohne Aufenthalt machte er ſich an die Arbeit. Vier Löcher mußte er in die Bretter bohren und dieſe vermittelſt der Eiſen aufeinander befeſtigen. Es war ein ſchweres, langwieriges Beginnen, doch hatte er noch den größten Theil der Nacht vor ſich, da der Wächter vor einer Weile erſt

die zehnte Stunde in den Straßen geblaſen. Die Kloben erwieſen ſich als zu dieſer Arbeit geeignet und raſcher ging ſie von Statten, als Joſt gehofft. Ununterbrochen mochte er eine Stunde gearbeitet haben, als er am Ziel zu ſein glaubte. Er legte die Bretter an ihren Enden übereinander und durch die aufeinanderpaſſenden Oeffnungen ſteckte er die ſchweren Eiſen, welche mit ihren im Winkel gebogenen Enden dem alſo zuſammengefügten Holzwerk einen ziemlich feſt verbindenden Halt gaben. Freudig athmete der Gefangene auf, dann prüfte er ſein Werk. Auf die Mauerbrüſtung einer der Schießſcharten legte er ſeine Brücke und ſtieg daran hinauf. Die Eiſen, die Zuſammenfügung der Bretter, hielten feſt und er konnte getroſt an ſein Wagſtück gehen.

Nachdem ſich Joſt eine kleine Weile ausgeruht, um friſche Kräfte für das, was ihm noch zu thun oblag, zu ſammeln, ließ er mit größter Vorſicht die beiden Bretter durch die Thüröffnung gleiten und verſuchte, für das eine Ende in der Mauerlücke des Thurms einen Halt zu finden. Doch dies war ein ſchweres Stück Arbeit, denn die Bretter erwieſen ſich als zu kurz, um gut gehandhabt werden zu

können. Es wollte ihm nicht gelingen, wie ſehr er ſich auch anſtrengte. Schon fühlte er ſeine Kraft ermatten, ſein Herz ſchlug gewaltig bis zum Zerſpringen, und in Strömen rann der Schweiß dem Armen über das Geſicht. Schon konnten die blutunterlaufenen Hände die lange ſchwanke Brücke nicht mehr regieren — nicht mehr halten, ſchon fühlte er den Augenblick herannahen, wo ſie ſeinen Fingern entſchlüpfen und in die Tiefe hinabſtürzen würde, und mit einer letzten verzweifelnden Kraft verſuchte er das Holzwerk wieder an ſich zu ziehen, um ſpäter, neugeſtärkt, einen neuen Verſuch zu machen. Doch es war zu ſpät! Langſam entglitt das Ende ſeinen Händen und nur noch vermochte er ſich mit dem Körper darauf zu werfen, um die Bretter zum wenigſten in der gegebenen Richtung zu erhalten, da! — da vernahm er einen dumpfen Schall und die Bewegung hörte auf. Die Bretter mußten an der Mauer ſelbſt einen Halt gefunden, etwa auf einen hervorragenden Stein geſtoßen ſein — genug, ſie ſaßen feſt und die Verbindung zwiſchen der Zelle des Gefangenen und der untern Thurmmauer war hergeſtellt.

Ein bang zitternder, doch auch freudiger Laut entrang ſich der Bruſt des armen Menſchen, der ſich ſchon verloren gewähnt und im ſelben Augenblick doch gerettet ſah. Nur eine kleine Weile wartete er, dann prüfte er nochmals die Feſtigkeit der Holzſtücke, und ſeine arme Seele Gott dem Herrn empfehlend, der ihn, den Unſchuldigen ja nicht untergehen laſſen könne! legte er ſich mit dem Leibe auf die ſchwanke Brücke und ließ ſich langſam hinabgleiten.

Bald ſtießen die Füße wieder die Mauer und nun ſtand er aufgerichtet da. Tiefſchwarze Nacht umgab ihn und unmöglich war es ihm zu erkennen, worauf er eigentlich ſtehe. Vorſichtig ſich bückend taſtete er mit den Händen umher und überzeugte ſich, daß er in der That auf einem großen behauenen Kragſtein, der weit in den Thurm hineinrage, einen Halt gefunden. Dicht zur Seite und nur wenig unter ihm befand ſich die Mauerlücke, die er jetzt deutlicher ſehen konnte. In der Dicke der Mauer bemerkte er noch einen dunklen Spalt — jetzt erkannte er ſogar die Stufen einer Steintreppe, die im Innern der Thurmmauer abwärts führte. Wie athmete Joſt bei dieſer

Wahrnehmung freudig auf! Er erkannte dies als ein ſicheres Zeichen, daß ſeine Rettung gelingen werde und ohne ſich lange zu beſinnen, ſprang er in die Oeffnung der Mauer hinein. Sein guter Engel beſchützte ihn, denn anſtatt auf das zackige Mauerwerk aufzuſchlagen, berührten ſeine Füße die Steinſtufen und nur ſein Körper wurde durch die Gewalt des Sprunges wider die Mauer der Treppe geworfen, ſo, daß ihm im erſten Augenblick der Athem verging und die Sinne zu ſchwinden begannen. Doch bald überzeugte er ſich, daß er keinen Schaden genommen und ohne Aufenthalt, mit Händen und Füßen ſeinen Weg unterſuchend, ſtieg er die ſchmale Treppe im Innern der Thurmmauer hinab.

Nicht lange und Joſt kam an eine Oeffnung, die in's Freie führte. Vorſichtig trat er hinaus und horchte.

Er befand ſich auf der Seite der Gräfinnenburg in einer kleinen Pforte, welche früher die Verbindung dieſes Thurmes mit der Mauer, welche hinauf zur Burg führte, gebildet hatte. Etwas unter ihm lag dieſe zerſtörte Mauer und zur Seite, in der Höhe, erblickte er die Stadtmauer, auf welcher Schritte hörbar waren. Jetzt ſah er auch den

mit einer Hellebarde bewaffneten Wächter, wie ſich dieſer über die Brüſtung beugte und in die Tiefe hinabſchaute, wohl weil er ein Geräuſch unter ſich vernommen.

Joſt zog ſich erſchrocken zurück. Da blies der Wächter in den Straßen der Stadt. Zwölfmal klang der Ton durch die nächtliche Stille und der Mann auf der Mauer ſchlug beim Kommen dieſer bedenklichen Stunde, die er an dieſem unheimlichen Orte durchwachen mußte, ein Kreuz.

Der rechte Augenblick iſt gekommen! ſagte ſich Joſt. Noch einen Blick warf er auf die Bergwand über ihm, dann faßte er ſich ein Herz und ſprang hinab, auf die Seite der Mauer, welche im tiefen Schatten lag. Hohes Gras bedeckte den Boden und ohne Schaden zu nehmen, ohne nur ein Geräuſch zu verurſachen, war er unten angekommen — und in Freiheit!

Weiter kroch er auf Händen und Füßen, nicht achtend der Schmerzen, welche ihm ſeine blutenden Finger verurſachten, der Mauer entlang und die Höhe hinan. Ob der Thurmwächter etwas gehört oder geſehen, es war ihm gleichgültig, denn jetzt hätte er mit ihm um ſeine

Freiheit gerungen. Doch es blieb ſtille in der Umgebung des Thurmes. Bemerkte der Mann mit der Hellebarde wirklich Etwas, ſo machte ihn wohl die Furcht verſtummen, denn er rührte ſich nicht.

Immer weiter gelangte Joſt und ſchon durfte er es wagen ſich aufzurichten und ungehindert ſeine Flucht fortzuſetzen. Der zerſtörten Gräfinnenburg war er ziemlich nahe gekommen, doch ließ er die Ruinen zur Seite liegen und bewegte ſich abwärts, dem Moſelufer zu, das er denn auch nach etwa einer Stunde anhaltenden Laufens und Kletterns in der Gegend des ehemaligen Corveyer Hofes, auf einer Inſel gelegen, erreichte.

Hier kniete der Gerettete nieder und ſchickte ein inbrünſtiges Dankgebet nach Oben zu dem Herrn der Welt, der ihn zwar ſo ſchwer — faſt zu ſchwer heimgeſucht, doch auch wieder ſo ſichtlich beſchützt, mit der Bitte, daß er ihn und ſein armes Kind auch ferner in Gnaden bewahren möge. —

* * *

Tiefe Nacht breitete ſich über das Dorf Kewenig, deſſen Hütten ſo ruhig und friedlich dalagen, als ob ſie

wenige Stunden vorher nicht das Drama erlebt, welches wir in den früheren Capiteln zu ſchildern verſucht. Vor dem Hauſe am untern Ende des Dorfes ſchaukelte zwar noch immer der Kahn auf den Waſſern der Moſel, die Netze bewegten ſich noch leicht in der friſchen Nachtluft, doch keine Seele weilte mehr in dem ſtillen Gehöft, ſelbſt die todte Frau hatte man am Tage heraus geholt und ohne viel Aufhebens auf dem Trabener Friedhof eingeſcharrt. Gleich einſam ſchien die nächſtgelegene Wohnung zu ſein, doch beherbergte dieſe die Familie des Holländer-Rickes, welche ſammt ihrem Oberhaupt, nach den Aufregungen des Tages, ruhig ſchlief. Rickes glaubte ſich durch ſein Thun um das öffentliche Wohl hochverdient gemacht zu haben, wenn es ihm auch wieder wehe gethan, gegen ſeinen Nachbar alſo auftreten zu müſſen. Daß ſein Weib das Kind der Todten zu ſich genommen, billigte er, wenn er auch nicht geſonnen war, die kleine Ammi bei ſich zu behalten. Eine Schweſter der Verſtorbenen lebte ja in dem nahen Zeltingen als Wirthſchafterin des chur-kölniſchen Herrn Amtmanns, dieſe konnte die arme Waiſe zu ſich nehmen. Einſtweilen ruhte das Kind in einem raſch

hergerichteten Bettchen neben dem breiten Lager der beiden Gatten und ſchlummerte, ruhig wie Jene, wie die übrigen kleinen und großen Sproſſen der Familie.

Ein Uhr mochte es ſein, da wacht die Frau auf, durch ein Geräuſch, das in ihrer Stube hörbar geworden. Ein ewiges Lichtchen brennt vor einem Marienbilde und wie ſie aufſchaut, kaum noch wiſſend ob ſie wache oder träume, ſieht ſie, wie durch das geöffnete Fenſter eine dunkle Geſtalt langſam in die Stube ſteigt. Die Frau will ſchreien, doch vermag ſie es im erſten Augenblick nicht, den Schläfer an ihrer Seite will ſie wecken, doch hält ſie inne, denn ſie glaubt den Mann, der da auf ſo ſonderbarem Wege bei ihr eingetreten, zu erkennen. Auf das Lager des Kindes bewegt er ſich zu, fällt dort auf die Knie nieder und ſcheint zu beten. Doch kein Laut wird hörbar, wohl aber dann und wann ein Ton, als ob der Beter leiſe weine. Endlich richtet der Mann ſich auf, das Zeichen des Kreuzes macht er über das ruhig ſchlummernde Kind, küßt es auf die Stirne und verſchwindet wieder durch das Fenſter, unhörbar wie er gekommen.

Auch die Frau, die Alles mit angeſehen, muß weinen. „Gott der Herr mag ihm vergeben, wenn er ein Mörder iſt!“ ſo flüſtert ſie ſtill vor ſich hin. „Ich kann es nicht glauben, und in Frieden mag er ziehen.“

Draußen bewegt ſich Joſt — denn er war es — nach dem Montroyal zu. Einen letzten Blick wirft er auf das Haus, in dem er ſo ſtill und friedlich gelebt, ſo glücklich geweſen und das nun öde und todt vor ihm liegt, dann ſetzt er ſeinen Weg fort und verſchwindet bald im Dunkel der Nacht.

Eilftes Capitel.

Das Glück des Herrn von Beuren.

Der neue Herr des Beurenhofes hatte trotz Allem eine unruhige Nacht gehabt und am Morgen fand er sich matt und abgespannt. Die Furcht vor dem Zusammentreffen mit seinem als Mörder angeklagten Bruder mußte ihn dennoch gewaltig darnieder drücken, und es bedurfte seiner ganzen Willensstärke, um dieser neuen und nicht geringen Gefahr, wie er sich am Abend vorher vorgenommen, mit kecker Stirne entgegen zu treten. Der Tag war kaum angebrochen, als er sich ankleidete und zwar mit größter Sorgfalt, dennoch erschrak er fast, als er sich in einem der Krystallspiegel betrachtete, so fahl war die Farbe seines Gesichts, so eingefallen das fieberhaft blitzende Auge. Den Nickel hatte er am vergangenen Abend fort-

geſchickt und der war in ſeine frühere Wohnung, in das Pfarrhaus und zu dem kranken Herrn Gottfried zurückgekehrt. So mußte ſich denn der Herr des Schloſſes bequemen, wollte er zu ſo früher Stunde davonreiten, ſeinen Gaul ſelbſt aus dem Stalle zu ziehen und reitfertig zu machen. An Gewandtheit hierzu fehlte es dem ehemaligen Dragoner nicht, und da es ihn drängte, vor der Sitzung noch mit ſeinem Freunde, dem Vogt von der Layen zu reden, ſo ſäumte Wenz nicht länger, ſattelte ſein Pferd, öffnete das Thor und führte das Thier hinaus. Nachdem er den Eingang wieder verſchloſſen, den Schlüſſel zu ſich geſteckt, beſtieg er den Gaul und trabte langſam, brütend und ſinnend, mit finſter blickenden Augen vor ſich niederſchauend, die Straße dahin.

Am geſtrigen Tage, bei ſeinem Einzug in Schloß Beurenhof, war er vor dem Dörfchen von der Straße abgewichen, jetzt aber, des Weges kaum achtend, durchritt er den kleinen ärmlichen Ort. An der Kirche, an dem einfachen doch freundlich gelegenen Pfarrhauſe ritt er vorbei, ohne es zu ahnen, und ſetzte dann den Weg nach Trarbach fort.

In der Herberge traf er den chur-trier'ſchen Vogt juſt beim Morgenimbiß und ſo ungezwungen, als gelte es einen gewöhnlichen Beſuch, begrüßte er Jenen, doch lehnte er die Einladung mitzuſpeiſen ab. Obgleich Wenz noch nichts zu ſich genommen, auch in der ſcharfen Morgenluft ſchon einen tüchtigen Ritt gemacht, ſo war es ihm doch nicht möglich, etwas zu genießen; er gab vor, durch das blutige Ereigniß ſehr angegriffen zu ſein, was ihm der von der Layen dreiſt glauben konnte, und erſt nach beendigtem Verhör gedenke er ordentlich zu frühſtücken. Dafür ließ er ſich aber von dem Vogt die Vorfälle der Reihe nach und nochmals haarklein mittheilen, was zu thun der eifrigen Gerichtsperſon nicht geringe Freude machte. Mit geſchärfter Aufmerkſamkeit horchte Wenz dieſem Bericht, der ihm jedoch nichts Neues kündete und vor allen Dingen ein Zuſammentreffen mit ſeinem Bruder nicht zu erſparen im Stande war. Er mußte Jenem gegenübertreten und nur die äußerſte Keckheit vermochte ihn zu retten. Noch erſuchte er Herrn von der Layen um Mancherlei, wie er den Gang der Procedur eingehalten wiſſen wollte, was Jener bejahend billigte, dann begleitete er, äußerlich ruhig und ſcheinbar tiefernſt,

doch im Innern furchtbar erregt, den Vogt nach dem Saal des Kellereigebäudes. Dort trafen Beide bereits den Trarbacher Schultheiß ſammt den Schöffen, die nach dem raſch bekannt gewordenen Eintritt des Herrn von Beuren ſich eiligſt im Gerichtslokal verſammelt hatten.

Die Prozedur konnte beginnen und ſchon wollte Herr Pancratius Zumpt mit ſüßſauerem Geſicht den harrenden Knechten den Auftrag ertheilen, den Delinquenten aus dem Thurm anher zu ſchaffen, als der Vogt von der Layen beantragte, vorerſt die Depoſition des neuen Zeugen zu vernehmen und zu genauerer Informirung demſelben die Protokolle vorzuleſen ſowie den Gaul vorzuführen, ſintemalen es beſſer ſei, dies Alles in Abweſenheit des Maleficanten vorzunehmen, der ja von der zu machenden Ausſage des gnädigen Herrn nichts zu wiſſen benöthige. Der Trarbacher Schultheiß mußte ſich mit dieſem Antrag einverſtanden erklären, und ſo las denn der Thurmſchreiber die zahlreichen und nicht kleinen Protokolle, welche am vergangenen Tage fabricirt worden, nochmals vor. Hierdurch ward es Wenz vergönnt, ſich ſo viel als möglich zu ſammeln und auf den gefürchteten Augenblick vorzubereiten.

Endlich war es an ihm zu reden und in ruhiger klarer Weiſe erzählte er, wie er mit ſeinem Diener, einem Dragoner ſeines Regiments, von Maſtricht durch die Eifel, der Moſel zu geritten, ſelbigen jedoch wenige Stunden vom Ziel ihres Rittes, des hufkranken Gaules wegen, habe zurücklaſſen müſſen, mit dem Bedeuten, langſam nachzukommen. Er, Hans von Beuren, habe ſeinen Weg nach Uerzig fortgeſetzt, allwo er mit dem Herrn Vogt von der Layen zuſammengetroffen, was dieſer wohl bezeugen werde, doch ſeit der Zeit, da er ſich von ſeinem Diener getrennt, nichts mehr von letzterem vernommen. Da er den aufgefundenen herrenloſen Gaul als den des Vermißten anerkenne, ſo müſſe auch er allerdings annehmen, daß der Gemordete kein Anderer ſein könne, als ſein vermißter Diener.

Dieſe Rede des gar ernſt, faſt drohend blickenden Herrn in dem ſchimmernden franzöſiſchen Capitainsrock machte großen Eindruck auf Richter und Schöffen und beſtärkte letztere derart in ihrem Urtheil über den Maleficanten, daß Herr Pancratius Zumpt abermals etwas vorſchnell mit dem Antrag herausrückte, den Delinquenten

als überführt und verurtheilt nicht mehr vorzufordern, ſondern ſofort zur Execution zu ſchreiten. Wenz athmete auf, ſolche ihm günſtige Wendung hatte er nicht erwartet, noch geahnt. Wie ergrimmte er deshalb, als der von der Layen, ſein guter Freund, Proteſt gegen dieſen Antrag erhob. O, er hätte den Allzueifrigen in dieſem Augenblick erdroſſeln können! Doch ſein Grimm nutzte nichts, der Herr Vogt von Chur-Trier durfte nicht zugeben, daß das Urtheil des Maleficanten ohne ſeine Unterſchrift, ſeinen richterlichen Conſens bliebe. Er beſtand daher, trotz der zornig-finſtern Blicke, die der Herr von Beuren auf ihn ſchleuderte, auf Vorführung des Verbrechers und Confrontirung deſſelben mit dem Gefährten des gemordeten Dragoners. Somit mußte ſich denn der Schultheiß entſchließen, die Knechte nach dem Thurm zu ſchicken, um den Gefangenen herzuführen und Herr von Beuren ſich in das einmal Unvermeidliche fügen.

Eine gewitterſchwüle Pauſe der Erwartung trat ein. Der von der Layen hatte endlich denn doch gemerkt, daß ſein Antrag dem Herrn von Beuren ungelegen gekommen und war dann vollſtändig verſtummt. Kein Laut war

hörbar in dem weiten Saal und Aller Augen blickten mit größter Spannung auf den weit offenen Eingang.

Wenz hatte ſich von allem Anfang ſo zu placiren gewußt, daß ſein Geſicht im Schatten lag, jetzt ſuchte er ſich womöglich noch mehr zurückzuziehen und ſeine Züge nahmen einen ſo finſtern Ausdruck an, daß ſie ſelbſt dem Vogt, der dann und wann ſcheue Blicke auf ſeinen reichen Gönner warf, fremd vorkommen wollten.

Eine geraume Weile dauerte dieſe wahrhaft beängſtigende Pauſe, da wurde es plötzlich draußen in ſeltſamer Weiſe lebendig.

Einzelne Rufe aus dem Volkshaufen, der auf der Gaſſe der kommenden Dinge harrte, wurden laut, die bald zu einem vollſtändig reſpectswidrigen Getöſe anſchwollen. Schon röthete gerechter Zorn das würdige Antlitz des Herrn Schultheißen, ſchon wollte er Befehl geben, die Gaſſe von den Frechen zu ſäubern, als einer der Knechte in den Saal ſtürzte, und ſich nicht im mindeſten um althergebrachte Formen, noch um die Würde des hohen Gerichts kümmernd, athemlos ſchrie:

„Er iſt fort — davongelaufen ohne Permiſſion, Ihr Herren! und wenn Ihr ihn wiederhaben wollt, ſo müßt Ihr Euch beeilen!“

Ein „Ah!“ ſtaunenden Schrecks entrang ſich jedem Munde — nur der Ausruf des Herrn von Beuren klang gleich überraſcht wie freudig. Größeres Glück hätte ihm in dieſem kritiſchen Augenblicke nicht widerfahren können. Der Gefürchtete war fort, entflohen, nun konnte er ihm nicht mehr ſchaden! Ganz im Gegenſatz zu den Uebrigen hätte er aufjubeln mögen, doch er bezähmte ſich raſch und verſuchte in das entrüſtete Staunen der hintergangenen Gerichtsherren mit einzuſtimmen.

Im Saal war es in wenigen Augenblicken äußerſt lebendig geworden. Das lärmende Volk war den Unglücksboten gefolgt und gleich reſpectswidrig in das Gerichtslocal eingedrungen, ſeine ſtaunenden Ausrufe mit denen der Richter und Schöffen vereinigend. Bald kamen die andern Knechte, welche das Gefängniß näher unterſucht hatten, ſammt dem Wächter mit der langen Hellebarde. Nachdem Herr Pancratius Zumpt mit ſeinem rothen Angeſicht und mehr groben als höflichen Worten die allge-

meine Ruhe in etwas hergeſtellt, berichteten die Leute, wie ſie den Thurm gefunden: die Thüre ſei erbrochen geweſen und vermittelſt des zertrümmerten Bettkaſtens habe der Maleficant ſich durch die große Mauerlücke davongemacht.

„Zu Protokoll!“ ſchrie der Vogt von der Layen, mit triumphirendem, höhniſchem Ton. „Das Sponheim'ſche Amt ſperrt ſchwere Verbrecher in ein Gefängniß, deſſen Mauern große Löcher haben! Es ſoll an das hohe kaiſerliche Kammergericht zu gebührender Rüge berichtet werden!“

Doch es wurde nichts protokollirt, ſondern Herr Zumpt ſchrie ſeinerſeits den Wächter an, der den Delinquenten hatte entwiſchen laſſen; er drohte dem armen Manne mit Galgen und Rad, Staupenſchlag und Spießruthen und ließ ihn nicht zu Worte kommen. Auch die Herren Schöffen miſchten ſich hinein und es entſtand bald ein Getöſe, das in Thätlichkeiten überzugehen drohte. Endlich gelang es Herrn Zumpt, ſeinen Gegner von Chur-Trier zu überſchreien. „Zum Thurm! zum Thurm! Dort wollen wir inquiriren und protokolliren!“ donnerte er, zugleich mit beiden Armen um ſich ſchlagend, als ob er ſeinen Worten dadurch größeren Nachdruck geben wollte.

Der Tumult legte ſich in etwas und das ganze hohe Gericht ſchickte ſich zu dem Gang nach dem Thurme an, um ſich dort mit eigenen Augen von der überaus frechen Flucht des Gefangenen zu überzeugen, der da bereits in aller Form verurtheilt und dem Galgen verfallen war. Da meinte plötzlich der Herr von Beuren, der lautlos, doch innerlich hochvergnügt die Verwirrung mit angeſehen, man ſolle doch vorher den Wächter hören. Derſelbe könne Etwas zu berichten haben, das irgend einen Anhalt für die Verfolgung des Maleficanten zu geben im Stande ſei.

Der Vorſchlag fand allſeitige Billigung und der Mann hatte in der That Seltſames zu berichten:

Schlag zwölf Uhr ſei eine geſpenſtiſche Geſtalt mitten aus der Thurmmauer hervorgetreten, ſo ſagte er, jetzt noch bei dem Gedanken an die nächtliche Erſcheinung vor Furcht am ganzen Leibe zitternd. Er habe ſich bekreuzigt, einen kräftigen Spruch gebetet und mit gehofftem, gutem Erfolg, denn die Geſtalt ſei vor ſeinen Augen in den Erdboden hinter der zerſchoſſenen Mauer verſchwunden, und er habe ſie glücklicher Weiſe nicht mehr zu ſehen bekommen.

„O, Du Esel!“ konnte Herr Zumpt sich nicht enthalten zu schreien, und in eine laute, recht höhnisch klingende Lache brach der gnädige Herr von Beuren aus. Wenn sich der Jost bereits um Mitternacht aus dem Staube gemacht, so mußte er jetzt schon weit und für die Sponheimer unauffindbar sein. Von ihm hatte er nichts mehr zu fürchten. So dachte er und erhob sich, um ohne weitere Umstände den Saal zu verlassen und heimzureiten.

Auch die Uebrigen waren bereits auf dem Wege zu dem Unglücksthurm, zu dem festen Gefängniß mit dem großen Loch in der Mauer. Da trat der Vogt von Chur-Trier an den Herrn von Beuren heran und fragte mit einer, für solche gestrenge Gerichtspersonnage sehr devoten Verbeugung und merklich ängstlichem Ton:

„Werden der Herr von Beuren uns nach dem Thurm begleiten, um die Entweichung des Maleficanten zu constatiren, dort zu überlegen, was für seine Wiederinhaftirung von Nöthen wäre?“

Doch der Herr von Beuren lachte dem gestrengen Herrn Vogt recht impertinent in's Gesicht und erwiderte:

„Da es Euch ſo ſehr darum zu thun war, den Maleficanten abermals zu inquiriren; ſo ſucht ihn nur, und wenn Ihr ihn habt, dann ruft mich. Bis dahin — Gott befohlen, Herr Vogt von der Layen!“

Damit drehte er dem vollſtändig verblüfften Vogt den Rücken, und ohne ſich weiter um ihn zu kümmern, eilte er der Herberge zu. Dort ließ er ſich Wein und Eſſen reichen, beſtieg dann ſeinen Gaul und trabte vergnügt bis zur Luſtigkeit heimwärts.

Der Herr Vogt von Chur-Trier aber ging mit geſenktem Haupte, ſich doppelt und ſehr hart geſchlagen fühlend, in Geſellſchaft des ebenfalls äußerſt kleinlaut gewordenen Herrn Pancratius Zumpt nach dem bewußten Thurme, um dort nochmals zu conſtatiren, was man bereits wußte und daß das weltbekannte Nürnberger Sprüchwort zur Zeit ſehr paſſend auf Trarbach anzuwenden ſei und lauten könne:

Die Trarbacher hängen Keinen,
Sie hätten ihn denn zuvor!

* * *

Es war gegen Mittag als Herr von Beuren in der Nähe ſeines prächtigen Schlößchens anlangte. Hatte er am frühen Morgen finſter, mit geſenktem Blick und von gerechter Unruhe gequält, das Dorf durchritten, ſo trabte er jetzt in aller Gemüthlichkeit, den Kopf hoch und den Blick keck nach allen Seiten ſendend, durch die Gaſſe, ſich an dem reſpectvollen Staunen weidend, womit die Dörfler den neuen Schloßherrn in dem ſcharlachrothen, goldbortirten Rock anſtarrten.

Plötzlich, und an nichts Arges denkend, vernahm er aus einem der Häuſer einen Aufſchrei. Unwillkürlich fuhr der Reiter auf ſeinem Gaul zuſammen und blickte forſchend zur Seite.

Er befand ſich in der Nähe der Kirche, und aus dem daneben gelegenen Hauſe, das durch ſein Aeußeres vortheilhaft gegen die übrigen Gehöfte abſtach, war der Schrei gedrungen. Ein Gedanke leuchtete plötzlich in ihm auf, der ihn mit wahrhaftem Entſetzen erfüllte.

Wenn er an dem Hauſe vorbeigekommen, wo der alte Mann läge, der ihn — oder vielmehr den Hans von Beuren gekannt? — wenn Jener ihn geſehen — „Alle

Teufel!“ ſchrie Wenz unwillkürlich auf und gab wüthend ſeinem Pferde die Sporen. „Dein Glück von heute Morgen hat Dich zu ſorglos gemacht. So weit biſt Du noch nicht, daß Du Dich überall in Sicherheit fühlen kannſt!“

Damit ſprengte er weiter und dem nahen Schloſſe zu. Dort angelangt ſtieg er vom Pferde und wollte, wie am Morgen, ſelbſt das Thor öffnen und ſeinen Gaul unterbringen, als er den Nickel in größter Eile vom Dorfe daher rennen ſah. Dieſe Hülfe kam Wenz gelegen und neben ſeinem Gaul erwartete er den Mann, der endlich athemlos und ſchweißtriefend bei ihm anlangte.

„Was giebt's?“ fuhr Herr von Beuren ihn an, denn das Aeußere des Menſchen, ſeine Geſichtszüge drückten eine heftige Erregung aus.

„So eben,“ keuchte Nickel, „iſt der alte Herr Sekretarius Gottfried — geſtorben.“

„Ah!“ — tönte es langgedehnt und mit einer giftigen Freude aus Wenz hervor und in ſeinem Innern ſagte er ſich: „Ein neues Glück, das mir da widerfahren! Haha! Es iſt faſt, als ob der Satan *mehr* Gewalt hat als ſeine heiligen Gegner, denn gut beſchützt er die Kecken, die ihm

— und ihrem eigenen Witz vertrauen! Ich erprob's heute ſchon zum zweiten Male!"

Er hatte dem Nickel den Thorſchlüſſel zugeworfen, nun rief er:

„Beſorge meinen Gaul, dann komme zu mir herein und berichte, wie der Alte abgefahren iſt und was — etwa ſonſt dabei vorgefallen."

Eine Weile darauf lag der neue Schloßherr auf ſeinem ſeidendamaſtenen Ruheſitz, vor ihm ſtand Nickel und ſollte erzählen.

Doch der Mann war verlegen.

„Berichte!" herrſchte Wenz ihm zu. „Rede ohne Scheu, ich will wiſſen, was geſchehen und weshalb Du ſo zaghaft geworden. Doch hüte Dich mich zu belügen! Es könnte Dir ſchlecht bekommen."

Nickel warf einen eigenthümlichen Blick auf ſeinen Gebieter, dann, nach kleiner Pauſe, ſagte er in einer zuthulichen Weiſe, die jedoch auch eines Anfluges kecker Sicherheit nicht entbehrte:

„Es war eine Dummheit, gnädiger Herr! Der Alte

war ſchon längſt ſchwachſinnig und vor ſeinem Sterben iſt es eben zum Ausbruch gekommen!“

Abermals zog es wie Schatten an den Blicken des neuen Herrn von Beuren vorüber, doch er ermannte ſich und rief in früherer Weiſe:

„Nochmals, Burſche, rede! oder Du ſollſt meine Peitſche fühlen! Bin ich aber zufrieden mit Dir,“ fügte er beſänftigend hinzu, „ſo ſoll es an einem Lohn nicht fehlen. Alſo — en avant!“

Der Mann erzählte: „Der Alte war in der That den ganzen Tag wie verrückt und ich will meinem gnädigen Herrn getreulich erzählen, wie es gekommen. Als ich geſtern Abend, wie geheißen, heimging, um in meiner alten Kammer zu ſchlafen, trat ich vorher nochmals bei dem kranken Herrn Gottfried ein. Was ich hier von dem Trarbacher Thurmſchreiber vernommen, daß der Keweniger Joſt den Diener des gnädigen Herrn umgebracht, mußte ich doch dem Herrn Secretarius mittheilen, es ging ja gleichſam auch ihn mit an. Der Kranke ließ ſich alles, was ich von dem Vorfall wußte, haarklein berichten, hörte

mir aufmerkſam zu, dann bat er mich flehend, doch die Nacht bei ihm zu bleiben und ihm von Euch, meinem gnädigen Herrn von Beuren zu erzählen. Ich hatte rechtes Mitleid mit dem alten Manne und that, wie er es wünſchte. Am andern Morgen ſaß ich noch wachend vor ſeinem Bette; der Kranke hatte kaum ein Auge zugethan, ſondern den größten Theil der Nacht kläglich geſtöhnt, wodurch auch ich nicht zum Schlafen gelangte. Gegen ſechs Uhr hörte ich den Hufſchlag eines Pferdes. Ich ſchaute zum Fenſter hinaus und ſah Euch des Weges daher kommen. Eiligſt meldete ich dies dem Herrn Gottfried, der ja ſo große Sehnſucht hatte Euch zu ſehen. Er reckte ſich mit Mühe empor und ſah zum Fenſter hinaus. Ihr ſchautet ernſt vor Euch hin und ſo konnte er Euer Geſicht nicht ſehen. „Hans! Hans!“ rief der Kranke faſt weinend und ſtreckte die Arme nach Euch aus — doch Ihr rittet ohne aufzuſchauen dem Hauſe vorüber.

„Der gnädige Herr reitet nach Trarbach, um gegen den Mörder zu zeugen?“ fragte er und als ich bejahte, ſagte er erregt: „Dann muß er auf dem

Heimwege wieder hier vorbei kommen — dann werde ich ihn ſehen!“

„Hierauf ſank er wieder in die Kiſſen zurück und blieb erſchöpft und ſchwer athmend eine ganze Weile ruhig liegen. Mich wollte er jedoch nicht fortlaſſen, ſo ärgerlich es mir auch war, daß ich Euch am Morgen nicht hatte bedienen können und jetzt auch noch bleiben ſollte.“

„Weiter!“ rief Wenz, da der Andere eine Pauſe machte, und ſetzte dann gleichſam beruhigend hinzu: „Laß Dich das nicht anfechten, ich brauchte Dich nicht.“

„Gegen zehn Uhr,“ fuhr Nickel fort, „und nachdem Herr Gottfried gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit eine kräftige Suppe gegeſſen, auch einen Schluck Wein getrunken, hieß er mich den großen Lederſeſſel dicht an das Fenſter rücken, dann bat er mich ihm zu helfen, damit er aufſtehen und ſich in etwas ankleiden könne. — Das Alles nur Euch zu Liebe, gnädiger Herr, denn der Alte hatte ſeit Wochen ſein Bett nicht verlaſſen. — In dem Seſſel ſaß er nun zuſammengekauert und blickte unverwandt die Gaſſe hinab, nach der Richtung hin, von wo Ihr kommen

mußtet. Stunde um Stunde verging und immer ſprach er von Euch, von Eurem gemordeten Diener, den ſie in Traben unter die Erde gebracht, und für den er große Theilnahme zu hegen ſchien. Endlich mußtet Ihr in der Nähe ſein, denn die Bauern ſchauten neugierig die Gaſſe hinunter. Auch hörte ich ſchon deutlich den Hufſchlag Eures Pferdes. Ich machte Herrn Gottfried darauf aufmerkſam und der Kranke richtete ſich mühſam auf, ſtemmte die beiden Hände auf das Fenſterbrett und ſtarrte hinaus. Ihr waret es; hinter der Linde am Brunnen erſchienet Ihr in der hellrothen, prächtigen Uniform.

„Da kommt der gnädige Herr von Beuren!“ ſagte ich zu dem Alten, indem ich ihn an der Schulter faßte, um ihn zu unterſtützen. Ihr kamet immer näher und athemlos ſtarrte er Euch entgegen. Jetzt waret Ihr vor dem Pfarrhauſe angelangt und da Ihr diesmal den Kopf hoch truget, ſo konnte Herr Gottfried Euch voll in's Geſicht ſehen.

„Einen Augenblick hob ſich ſeine Geſtalt, ſein Geſicht verzerrte ſich, keuchend rang er nach Athem und mit den

Armen fuhr er einige Male, wie abwehrend, in der Luft hin und her, dann ſtieß er einen entſetzlichen Schrei aus und ſank ſchwer in den Lederſeſſel zurück.

„Zu Tod erſchrocken, neigte ich mich zu ihm nieder — den Herrn Pfarrer, der den Schrei wohl auch vernommen, hörte ich eiligſt die Treppe herabkommen — da murmelte der Kranke noch —“

Nickel ſchwieg und ſchaute diesmal wirklich verlegen vor ſich nieder.

Wenz hatte die Lippen zwiſchen die Zähne geklemmt und biß ſie ſich faſt blutig, doch als der Andere ſchwieg ſchrie er ſich vergeſſend in drohendem Ton:

„Nun, und was murmelte der Narr? — Ich will es wiſſen!“

„Ach ja, gnädiger Herr, Ihr habt Recht!“ entgegnete Nickel raſch. „Der Alte mußte wirklich vor ſeinem Ende närriſch geworden ſein, denn er murmelte — ich hörte es deutlich: — Herr Hans von Beuren — liegt auf dem Trabener Friedhofe — begraben. Dort begrabt auch mich! — Dann war er todt.“

Eine wilde, entſetzlich klingende Lache ſchlug Wenz auf, dann ſprang er von ſeinem Sitz empor und den Wildhüter mit furchtbarer Kraft an der Schulter faſſend und ſchüttelnd, rief er:

„Wer hat die unſinnigen Worte des Verrückten noch weiter gehört?“

„Niemand, Herr!“ antwortete Nickel erſchrocken. „Als der Herr Pfarrer eintrat, war der Alte ſchon todt und ich hütete mich wohl ihm zu ſagen, was ich gehört —“

„Das war gut!“ ſagte der Herr von Beuren, durch dieſe Antwort merklich beruhigt. „Auch hüte Dich mit Jemandem davon zu reden, willſt Du Deine gute Stelle bei mir, die ich Dir hiermit zuſichere, nicht verlieren. Ich bin den Leuten in der Gegend fremd geworden und möchte nicht, daß durch die Worte eines ſterbenden Narren irgend ein — Mißtrauen gegen mich erweckt würde. Jetzt hole mir Wein, vom Beſten! Darfſt Dir auch einen Becher vollgießen und auf das Wohl Deines neuen Herrn leeren!“

Damit warf er ſich wieder auf das weiche, prächtige Ruhelager, und Nickel ſchickte vergnügt ſich an den doppel-

ten Befehl auszuführen. Doch verließ er den Saal nicht, ohne vorher mit einem eigenthümlichen Blick ſeinen neuen Herrn und Gebieter flüchtig zu ſtreifen und dabei leiſe für ſich zu murmeln:

„Sonderbar! — Wenn der alte Gottfried nun doch kein Narr geweſen wäre?!“ —

Ende des erſten Bandes.

FEB. 2009

Helene Tschacher
Buchbindemeisterin
D-84048 Ebrantshausen
Telefon 08751-9990